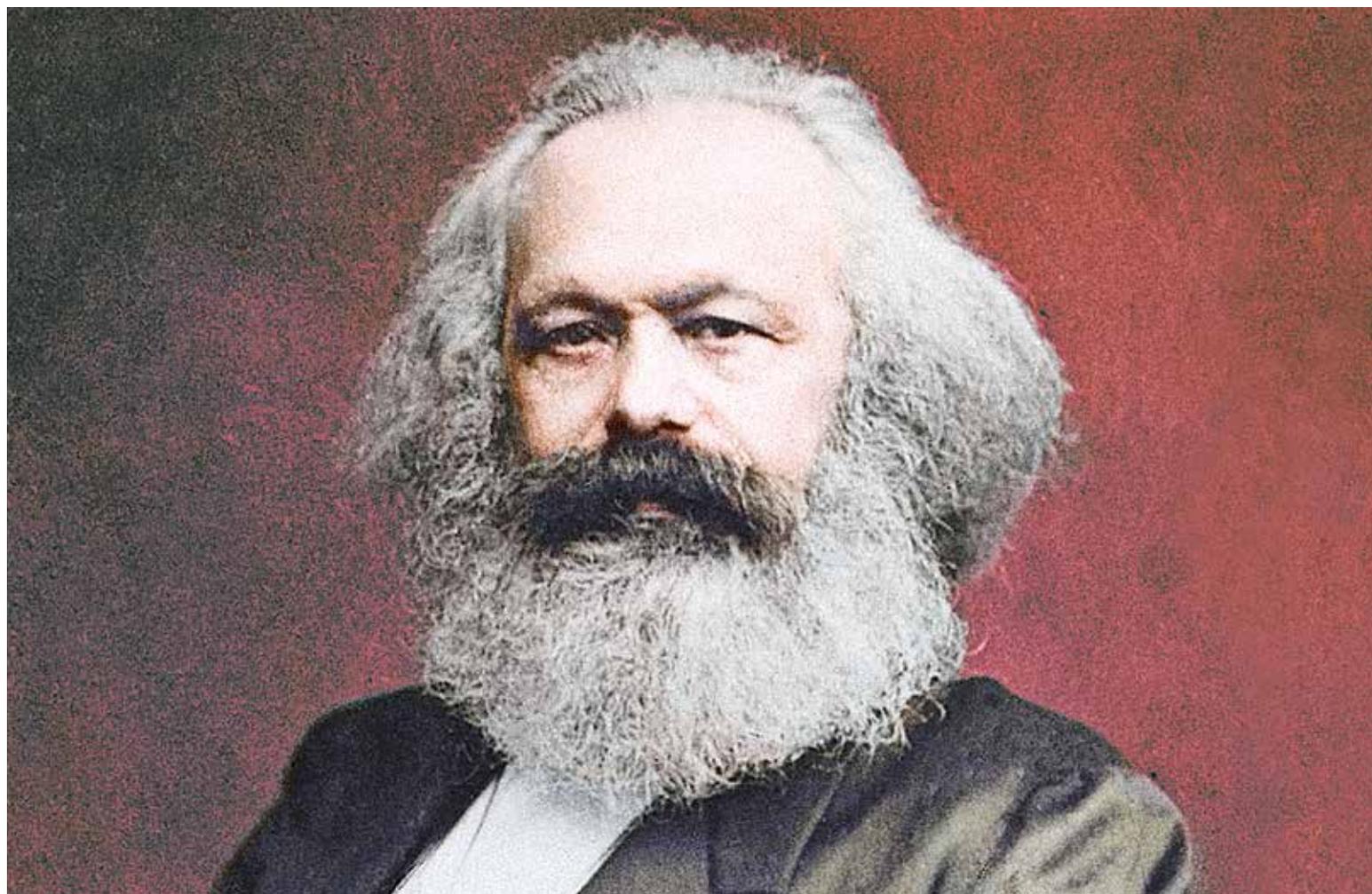


Auffahrt: Wann kommt Jesus zurück?

Nummer 19 – 9. Mai 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



200 Jahre Marx, 100 Millionen Tote

Der seltsame Kult um den kommunistischen Vordenker.
Von Václav Klaus, Rainer Zitelmann und Christoph Mörgeli

Ärztinnen, die aussteigen

Sollten sie die Kosten ihrer Ausbildung zurückzahlen? *Von Beat Gygi*

Rüpelhafte Asylanten

SBB-Zugbegleiterinnen schlagen Alarm.
Von Philipp Gut

**Grosse Beilage
Klassik-Sommer**
Welche Musik uns
jetzt verzaubert

4 194407 006904 19



MEILENHOCH. DINERS CLUB MILES & MORE.

1 PRÄ-
MIENMEILE
PRO
CHF 1
UMSATZ.



Partner von
Miles & More
Lufthansa

AUSGEZEICHNETE PERSPEKTIVEN FÜR MEILENSAMMLER.

Die einfachste Art, um Meilen zu sammeln. Weitere Informationen unter
dinersclub.ch/de/milesandmore



powered by **comerica**card



Opfer und Täter vereint: Ex-Polizist Hansjürg Fitzi (l.) und Passant Hans Jecklin (r.) mit Redaktor Baur.

Der Zürcher Globus-Krawall gilt als Symbol der 68er Revolte in der Schweiz. Aufgrund der Erinnerungen von drei Zeitzeugen – einem Polizisten, einem Bezirksanwalt und einem unbeteiligten Passanten –, deren Wege sich damals zufällig kreuzten, sowie Zeitungsberichten hat Redaktor Alex Baur die Geschehnisse rekonstruiert, welche vor einem halben Jahrhundert die Nation bewegten. Seine Recherchen kontrastieren mit dem Klischee vom kreativ-lustvollen Aufbruch der 68er aus der bürgerlichen Erstarrung. Mit *peace, love and happiness* hatte der Globus-Krawall wenig zu tun. Es war vielmehr eine Orgie von Hass und Gewalt, die bis dahin in der Schweiz unvorstellbar schien und die das Land nachhaltig verändern sollte. In der Krawallnacht zerbrachen nicht nur Flaschen und Strassenlaternen, sondern auch einige Mythen. **Seite 34**

Unser Gastautor Henry Francis Mount, ein britischer Journalist und Sachbuchautor, hat Prinz Harry einmal persönlich getroffen – und war entzückt von 1,85 Meter Charme und Charakter. In der *Weltwoche* erzählt Mount die Geschichte des jungen Briten, der trotz seiner traumatischen Kindheit und dieser turbulenten Jugend, in der er sich um Kopf und Kragen feierte, zu einem Mann von Format heranreifte, der substanzielle Arbeit leistet und am 19. Mai wieder einmal das Richtige tun wird. **Seite 24**

Seit siebzig Jahren sorgt Israel für Schlagzeilen, manchmal für positive, meistens für negative. Aber so intensiv die Berichterstattung über Israel auch sein mag: Über die Menschen, die in Israel leben, erfährt man wenig. Die *Weltwoche* reiste deshalb zu jungen Israelis. Wir wollten erfahren, wie sie die Zukunft ihres Staates sehen und wie sie den Alltag meistern. Wie geht es zum Beispiel einem Paar, das in der Kriegszone am Gazastreifen wohnt? Wie vereinbart ein orthodoxer Jude seinen Glauben

mit der Moderne? Oder welche Erfahrungen macht ein Einwanderer aus Äthiopien? Die Reportage von Pierre Heumann und Fotograf Amit Shabi lesen Sie auf **Seite 40**.

Kaum jemand gab Martin T:son Engstroem eine Chance, als er vor 25 Jahren das erste Verbier-Festival eröffnete. Heute gehört das kleine Festival zu den wichtigsten überhaupt: Die Weltelite der Klassik trifft sich Jahr für Jahr im Walliser Feriendorf. Nie sind die Topstars der Branche in einem dermassen intimen Rahmen zu erleben. Und alle Künstler sagen einhellig: Nach Verbier kämen sie gerne, da nähmen sie auch eine tiefere Gage als bei der Konkurrenz in Kauf. Wie hat das der schwedische Musikhistoriker geschafft? Das Wunder von Verbier steht im Zentrum der diesjährigen Sonderseiten zu den Klassik-Festivals des Sommers. **Seite 50–63**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Arr-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'354'000.-, Bezug ab Winter 2017/18
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'740'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 1'500'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciaca.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

MINERGIE
Member

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ**
svit
ZÜRICH

**Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:**

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand April 2018

Karl Marx

Erfinderisch wird der Geist, wenn er sich die Wirklichkeit zurechtbiegt. Von Roger Köppel

Nein, sorry Freunde, an dieser postumen Heiligsprechung von Karl Marx mache ich nicht mit. Es ist erstaunlich, ja unfassbar, wie einhellig der kommunistische Vordenker aus Trier, geboren vor 200 Jahren, derzeit abgefeiert wird.

Nicht nur linke Blätter sind fasziniert. Auch die bürgerlichen Kollegen gefallen sich in der Pose der Karl-Marx-Bejubler. Marx ist Mode, Marx ist sexy. Wer sich auf Marx beruft, kommt an.

Erfinderisch ist der Geist, wenn er sich die Wirklichkeit zurechtbiegt. Das wusste schon Marx. Seine Deuter stehen ihrem Gegenstand in nichts nach.

SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi sieht in Marx einen frühen Skeptiker der «Massenzuwanderung» und mutmasslichen Gegner einer «institutionellen Anbindung der Schweiz an die EU».

CVP-Präsident Gerhard Pfister gibt sich beeindruckt von den marxischen «Analysen». Allerdings überzeuge ihn, typisch CVP, auch das Gegenteil, nämlich die liberale Theorie von Adam Smith.

Während SP-Jungstar Cédric Wermuth den Klassenkämpfer und Kollektivist Marx zum Verkünder der «individuellen Freiheit» erklärt, macht die Neue Zürcher Zeitung Marx in einem Loblied auf der Titelseite zum «Kapitalismus-Fan» und «Leistungs-Ethiker», der die schöpferische Kraft des Bürgertums erkannt habe.

Mein Marx, dein Marx, Marx ist für uns alle da.

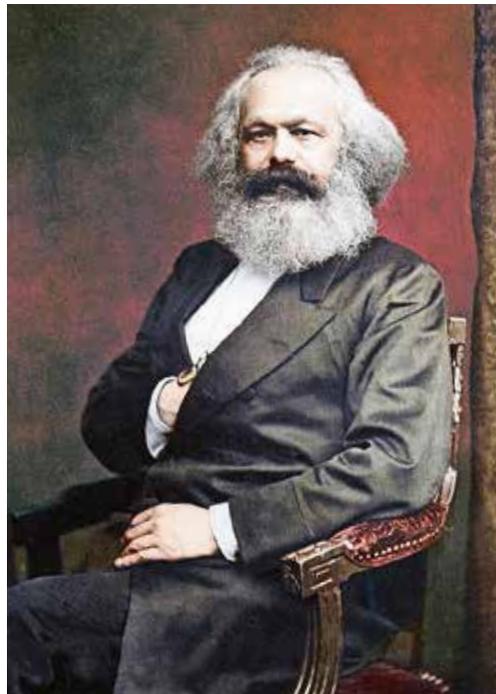
Was aber bringt intelligente Leute dazu, einem Theoretiker zu huldigen, der mit all seinen Theorien falsch lag, dessen Grundannahmen sich als Irrtümer herausstellten und der mit seinen Prognosen an der Wirklichkeit vorbeizielte?

Das sind keine Unterstellungen, das sind Tatsachen. Schauen wir uns nur seine wichtigsten Thesen an.

Marx behauptete, die Marktwirtschaft werde zu Massenarmut führen und an ihren inneren Widersprüchen zugrunde gehen. Fehlanzeige. Der Kapitalismus ist bei allen Fehlern und Krisen immer noch das beste aller schlechten Systeme zur Erzeugung von Wohlstand.

Marx behauptete, das Bürgertum sei ein Auslaufmodell. Wieder falsch. Das Bürgertum ist nicht perfekt, aber erfolgreich. Die von Marx beschriebenen Proletarier verbürgerlichten sich. Selbst die Linke flirtet mit dem bürgerlichen Lebensstil.

Marx – auch hier lag er daneben – war ein überzeugter Verfechter der intellektuellen Arroganz.



Theologie der Herrschaft: Marx.

Wenn Arbeiter bei Wahlen nicht so wählten, wie es Marx sich wünschte, irrte nicht Marx, sondern die Arbeiter krankten an einem «falschen Bewusstsein». Ein genialer Schachzug: Die Theorie ist immer richtig, nur die Wirklichkeit kann sich irren. Man versteht jetzt, warum Marx von seinen Zeitgenossen als vulkanische, äusserst selbstbewusste Figur beschrieben wurde.

Marx war überzeugt, dass er die Geschichte wissenschaftlich durchschaut hatte und erklären konnte. Er sah sich im Besitz einer allgemein und absolut gültigen Universalformel menschlichen Handelns. Diese Anmassung verschaffte seinen Schriften einen gewissen «Zauber der Ausschliesslichkeit» (Peter Stadler), aber der naive Wissenschaftsglaube von Marx ist Hokus-pokus, Scharlatanerie.

Arthrose-
Drama
mit Happy-
Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

Marx war kein Bewunderer von Bürgertum und Marktwirtschaft. Er wollte beides überwinden, abschaffen, wegpfeifen. Er hasste den Wettbewerb, die Konkurrenz. Er sehnte sich nach einer «klassenlosen Gesellschaft», in der alle Widersprüche und Gegensätze aufgehoben sein würden. Die gesellschaftliche Utopie von Marx war eine Art Friedhof, die mit sich selbst identische Herde gegensatzloser Menschen mit gleichgerichteten Interessen.

Marx als Verfechter der «individuellen Freiheit»? Ach was. Marx legte sich für die Idee einer «Diktatur des Proletariats» ins Zeug. Er forderte die Enteignung der Eigentümer und die Entmachtung der Mächtigen. Er war kein Stubengelehrter, kein Feuilletonist, er sah sich als Revolutionär, der sich gegen die geschichtlich gewachsene Welt auflehnte.

Die gefährlichste seiner Verabsolutierungen war wohl seine totale Absage an die Religion. Marx beseitigte Gott, um seine eigene Heilslehre zu begründen. Er versprach den Leuten das Paradies nicht im Himmel, sondern auf Erden. Marx war ein Theologe der Diktatur. Er steht für die Idee der Herrschaft von Menschen über andere Menschen im Namen einer Theorie, die er für die Wahrheit hielt.

Es stimmt. Marx starb, bevor die Marxisten sein Programm umsetzen konnten. Die heutigen Marx-Jubler reden von «Missbrauch», aber sie machen es sich zu leicht. Man sollte eher von «Anwendung» sprechen. Überall dort, wo sich Regierungen auf Marx beriefen, resultierten Knechtschaft, Massenarmut und Tod. Die Forschung spricht von über 100 Millionen Toten.

Man muss sich die Frage stellen, warum sich so viele Killer- und Terror-Regime von den marxischen Lehren angesprochen fühlten. Vielleicht deshalb: Marx lieferte ihnen die Werkzeuge zur Begründung einer von Gott befreiten Herrschaft ohne Rücksicht auf Person und Eigentum. Marxisten reden deshalb so gerne und oft von der Menschheit, weil der Einzelmensch für sie entbehrlich ist.

Ein anderer wichtiger Trumpf: Marx' nebulöse Theologie der Herrschaft ist unwiderlegbar. Solange die Leute sich anders verhalten, als es die Theorie vorsieht, herrscht eben das «falsche Bewusstsein», das die Menschen daran hindert, sich theoriegemäss zu verhalten. Konsequenter marxianisch gedacht: Die Theorie ist erfolgreich, gerade weil sie in der Praxis keine Erfolge produziert.

Marx ist tot, aber der Marxismus lebt weiter. Die Diktatur des Proletariats ist überwunden, dafür kommt die Diktatur der Bürokraten. Marx bleibt attraktiv für Leute, die es besser wissen, die glauben, dass man die Geschichte steuern, den Wettbewerb lenken und den Menschen notfalls gegen seine eigenen Interessen zum Guten, Wahren und Schönen erziehen kann. Marx, das ist die Tragik des Intellektuellen, der sich masslos überschätzt.



Hoffnung auf Frieden: Israel. Seite 40



Charme und Humor: Prinz Harry (r.). Seite 24



«Es ist mir vorher gutgegangen, es geht mir jetzt gut.»

Matthias Hüppi: Seite 26

Titelgeschichte

- 16 **Verdient Karl Marx ein Denkmal?**
Václav Klaus über den zerstörerischen Einfluss des deutschen Philosophen
- 18 **200 Jahre, 100 Millionen Tote**
Die Bilanz der Systeme, die sich auf «Das Kapital» berufen haben
- 20 **Cédric Wermuth** Marx' eifrige Nachbeter in der Schweiz
- 21 **Jean-Claude Juncker** Der EU-Chef schwärmt für Marx in Trier

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare Trump** in der nuklearen Zwickmühle
- 10 **Bundesrat** Frausein allein reicht nicht
- 11 **Eilmeldung**
Zur Erotik greiser Buchliebhaber
- 12 **Kopf der Woche**
Wann kommt Jesus zurück?
- 22 **Essay der Woche**
Ärztinnen ohne Ehrgeiz
- 28 **Mörgeli** Abgang einer Federleichten
- 28 **Bodenmann**
Bilaterale: Postnataler EWR
- 29 **Medien** Let's have a party
- 29 **Die Deutschen** Abgereist, eingereist

Inland

- 30 **SBB** Junge Asylbewerber machen den Zugbegleitern das Leben schwer
- 32 **Bündner Bauaffäre** CVP-Ständerat Stefan Engler in der Schusslinie

- 33 **Schuldig mangels Beweisen**
Bundesanwalt Laubers Vorschlag
- 34 **Globus-Krawall** Ehemalige Beteiligte erinnern sich an die Orgie der Gewalt
- 38 **Habt ein Herz für Insekten**
Vorstösse im Nationalrat

Ausland

- 40 **70 Jahre Israel** Sechs junge Israelis über die Zukunft ihres Landes
- 43 **Brief aus Berlin**
Glanz und Elend der Tüchtigkeit
- 44 **Sadiq kann's nicht** James Delingpole über Londons Bürgermeister
- 45 **Inside Washington** Es brummt

Wirtschaft & Wissenschaft

- 37 **Essay** Tito Tettamanti widerspricht Roche-Präsident Christoph Franz
- 66 **Mysterien der Weltgeschichte**
Der Mann, der seine Frau kaufte

Klassik-Spezial

- 50 **Klassik-Sommer 2018**
Porträts, Reportagen und die besten Festivals und Open-Airs im Überblick

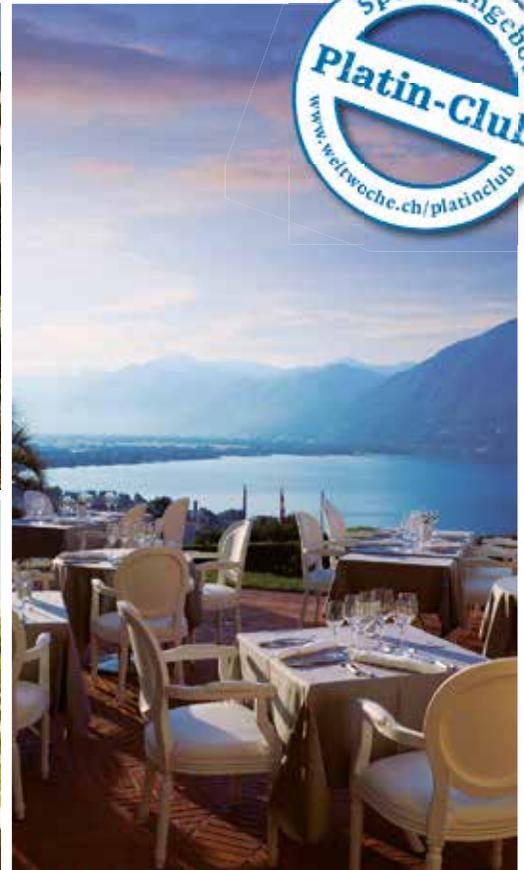
Kultur & Gesellschaft

- 24 **Prinz Harry** Begegnung mit einem humorvollen, selbstironischen Mann
- 26 **Matthias Hüppi** Von einem, der die Sicherheitszone verlassen hat

- 46 **Kanye West** Das Bekenntnis des schwarzen Rappers zu Donald Trump
- 48 **Ikone der Woche** Grace Jones
- 72 **Frauen, die die Welt bewegen**
Käthe Kruse

Rubriken

- 9 **Im Auge** Luigi Brugnaro
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Rudolf Strahm über Alexander Tschäppätt
- 64 **Die Bibel** Gross genug
- 64 **Kino** «Loveless»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Jazz** Stacey Kent
- 67 **Fragen Sie Dr. M.**
- 67 **Gewinner der Woche**
CPH Chemie+Papier Holding
- 68 **Thiel** Solidarität
- 68 **Namen** Steinböcke und Murmeltiere
- 68 **Fast verliebt** Selfie-Liebe
- 69 **Unten durch** Samarkand
- 70 **Wein** Rhone-Saga
- 70 **Salz & Pfeffer**
Unterhaltung am Mittag
- 71 **Auto** Mini Cooper S Convertible
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**



Tessin-Spezial-Angebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» Die Kunst des Dolcefarniente

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie ein Paradies der Erholung in einem stilvollen Ambiente.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno

sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m. ü. M.).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im Boutique-Hotel «Villa Orselina», 6644 Orselina-Locarno

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in «Lifestyle»-Suite (90 m²)
- 1 Viergangdiner à la carte
- Private Weinprobe im Weinkeller
- Gratis-ÖV; 30 Prozent Rabatt auf Bergbahnen
- Freie Benutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 10 Prozent Rabatt auf Massagen und Kosmetik
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Garage

Spezialpreise:

- Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 520.– (statt Fr. 830.–)
- Ohne Abo: Fr. 580.– (statt Fr. 830.–)
(p. P. im DZ; exkl. Kurtaxen Fr. 5.80 p. P./Nacht; EZ auf Anfrage)

Spezialangebot:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So bis Fr bis zum 31. Oktober 2018; ausgenommen Feiertage sowie während der Festivals «Moon&Stars» und «Festival del Film».

Veranstalter:

www.villaorselina.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



GELESEN

«Zu welcher Generation gehören Sie?»

GELESEN

«Party crashen und dann ausrasten»

GELESEN

«Werden wir im Alter konservativ?»

Trump in der nuklearen Zwickmühle

Von Hansrudolf Kamer — Diplomatie und Waffengeklirr prägen die Nuklear-Krisen um Nordkorea und den Iran. Trumps Treffen mit Kim Jong Un wird untermalt von Eskalationsgefahren im Mittleren Osten.



Nichtstun war keine Option: Trump.

Nuklearwaffen stehen im Zentrum der beiden Krisen, die zurzeit die Mächte dieser Welt beschäftigen. Atomtests und Raketenversuche haben der Kim-Dynastie in Nordkorea eine Gipfeldiplomatie beschert, die vielleicht in einer Lockerung der wirtschaftlichen Strangulationsmassnahmen resultieren würde.

Das gleiche Ziel strebt das Regime in Teheran an, das sich auf dem Weg zu Atomwaffen nach zahlreichen Täuschungsmanövern schon fast am Ziel wähnte. Da wurde in Amerika ein neuer Präsident gewählt. Dieser hatte schon im Wahlkampf erklärt, das von seinem Vorgänger abgeschlossene Atomabkommen sei eines der schlechtesten überhaupt und müsse zerrissen werden.

Nur keinen Krieg wie in Syrien

Die Krisen sind unterschiedlich, aber in einem Punkt vergleichbar: Der Iran und Nordkorea wollen beides – Atomwaffen und den Ausbruch aus dem System der Wirtschaftssanktionen. Diese wurden ihnen auferlegt, weil die führenden Mächte keine neuen Kernwaffenstaaten wollen. Die Wünsche und Ansichten der Bevölkerung in den beiden Ländern spielen dabei gar keine Rolle.

Präsident Trump hat sich zum Treffen mit Kim Jong Un bereit erklärt, weil Nichtstun für ihn keine Option mehr war. Fortschritte bei den

nordkoreanischen Raketentests rücken das amerikanische Festland langsam in den Zielbereich der Kernwaffen. Die zahlreichen und üppig finanzierten amerikanischen Nachrichtendienste waren sich uneinig, wann dies der Fall sein könnte.

Dass sich Trump nicht auf sie allein verlassen wollte, ist gut nachvollziehbar. Da seine Amtsvorgänger eine Nordkoreapolitik betrieben, die das Problem auf die lange Bank schob, hat er nun die unangenehme Pflicht, einen Ausweg aus der Zwickmühle zu finden. Die Gipfeldiplomatie ist ein Weg, der beschritten werden muss, bevor eine Entscheidung so oder so gesucht wird. «So» kann auch bedeuten, mit nordkoreanischen Atomwaffen leben zu lernen.

Was unterscheidet China und Russland von Nordkorea? Chinesische und russische Interkontinentalraketen mit Nuklearsprengköpfen bedrohen schliesslich seit längerem Amerika. Sie sind politische Waffen, Mittel zum Zweck der Abschreckung, dienen aber auch noch anderen Zielen.

Die Atommacht Nordkorea bedroht das etablierte Machtgleichgewicht in Nordost-Asien – China, Japan, Südkorea, auch Taiwan. Sollten Japan und Taiwan sich zu Kernwaffenstaaten erklären, wäre Chinas Aufstieg zur unbestrittenen Hegemonialmacht gebremst. Aber auch

Weder Macron noch Merkel ist es gelungen, Trump von seiner Linie abzubringen.

Amerikas Vorrangstellung wäre beeinträchtigt. Vielleicht steuert die Entwicklung gerade auf einen solchen Zustand zu.

Wie sich die Kims Kernwaffen beschafft haben und wozu sie politisch gebraucht werden, ist ein Beispiel auch für andere Mächte. Trump wird in Kürze ankündigen, über das Nuklearabkommen mit dem Iran weiter zertifizieren wird, das heisst, ob er die Bescheinigung ausstellt, dass der Iran die Vertragsbedingungen erfüllt.

Der dreiteilige Deal war 2015 von Präsident Obama am Kongress vorbei ausgehandelt worden. In Kraft gesetzt wurde er nie. Er soll das iranische Atomwaffenprogramm während zehn Jahren einfrieren und dafür die Sanktionen aufheben, die dem Land wirtschaftlichen Schaden zufügen. Vom amerikanischen Präsidenten wird verlangt, dass er alle neunzig

Fortsetzung auf Seite 10

Venedig sehen und zahlen



Luigi Brugnaro, Bürgermeister.

In Rom tun die Politiker wieder das, was sie am liebsten tun: Sie palavern endlos, statt eine Regierung zu bilden und zu regieren. Aber in Venedig handelt einer. Luigi Brugnaro, 56, der Bürgermeister, versucht seine Stadt vor der Überflutung durch den Massentourismus zu retten. Dreissig Trampel-Millionen – dreimal mehr als in Rom – verfallen jährlich Venedigs romantischer Dekadenz, tausend Kreuzfahrtmonster verpesten die Luft. Venedig ist berüchtigt für den Nepp an den ungeliebten Belagern. Brugnaro lässt Ticketautomaten an den Einlassschleusen aufstellen: Venedig sehen und zahlen – wie einst im Mittelalter die Strassenzölle –, an Feiertagen mit Numerus clausus. In der Renaissance-Hochblüte lebten in der wichtigsten Hafenstadt des Mittelmeers 170 000 Menschen; heute sind es im musealen Kern noch knapp 50 000, in den halbleeren Prestigepalästen nistet die Immobilienspekulation.

Sein Vorgänger Giorgio Orsoni wanderte wegen Korruption ins Gefängnis, ein Jahr stand Venedig unter Zwangsverwaltung, ehe Brugnaro 2015 als parteiloser Aussenseiter die Wahl zum Sindaco gewann. Als Architekt erkennt er den dramatischen Verfall der Serenissima Repubblica di San Marco mit ihren 117 Inseln, 175 Kanälen und 398 Brücken. Er erträgt als Familienvater mit fünf Kindern den komplizierten Alltag mit den Gafferwellen und das Dauergeknatter der Motorboote. Der Sohn eines Hafearbeiters und einer Lehrerin wird als Macher, als Unternehmer aus eigener Kraft bewundert. Innert zwanzig Jahren baute Brugnaro den Personalvermittler Umana mit 126 Filialen auf, der 12 000 Leuten zu Arbeit verhalf (eine Art italienischer Hausi Leutenegger), dazu ein Dutzend weiterer Firmen mit dem erfolgreichen Basketballklub Reyer Venezia Mestre als Aushängeschild.

Seinen Konzern hat Brugnaro für die Dauer seiner Amtszeit in einen Trust-Fund ausgelagert (was Berlusconi nie in den Sinn kam); vielleicht dauert sie auch länger. Wem es gelingt, Venedig zu retten, der könnte eines Tages Sindaco Italiens werden. Peter Hartmann

Tage die Einhaltung des Abkommens durch den Iran bescheinigt. Dies hat Trump nun mehrmals getan, zuletzt im Januar. Bei dieser Gelegenheit hatte er die europäischen Verhandlungspartner Grossbritannien, Deutschland und Frankreich aufgefordert, die Mängel des Abkommens zu beseitigen und den Iran davon zu überzeugen.

Weder Präsident Macron noch Bundeskanzlerin Merkel ist es bei ihren jüngsten Besuchen in Washington augenscheinlich gelungen, Trump von seiner Linie abzubringen. Macron ging am weitesten auf Trump zu, indem er offen einräumte, dass der Deal verbesserungswürdig sei und ergänzt werden könnte – Ziel neuer Verhandlungen.

Was hinter den Kulissen wirklich abgeht, ist allerdings ziemlich undurchsichtig. Die Europäer sind am Geschäft mit dem Iran interessiert, auch wenn dieses seit 2015 nicht wirklich entscheidend zugelegt hat. Sie wollen aber auf keinen Fall neue Turbulenzen oder gar einen Krieg, wie er in Syrien tobt und der nun plötzlich eskalieren könnte.

In den letzten Monaten hat die israelische Luftwaffe mehrmals iranische Ziele in Syrien angegriffen. Vor kurzem enthüllte Ministerpräsident Netanjahu in Tel Aviv einen Riesenstapel von offiziellen Dokumenten, die der Mossad aus dem Iran entwendet hatte. Sie belegen den militärischen Charakter des iranischen Atomprogramms, was in Widerspruch zu den offiziellen Verlautbarungen steht, in denen immer die ausschliesslich zivile Nutzung beteuert wird.

Hauptfeind Iran

Sofort haben die interessierten Beteiligten – die Beamten der Administration Obama vor allem – behauptet, die Dokumente enthielten nichts Neues, alles sei schon vor 2015 bekannt gewesen. Das mag zutreffen oder auch nicht, auf jeden Fall war es den Iranern ein Anliegen, die Dokumente vor dem Zugriff der Inspektoren zu verbergen, die laut dem Iran-Deal die Einhaltung des Abkommens überwachen.

Die Interessen Israels sind indes klar: Der Iran ist der Hauptfeind. Regierungen in Jerusalem haben wiederholt erklärt, sie würden alles tun, um die Entwicklung von Atomwaffen durch den Iran zu blockieren und eine permanente iranische Präsenz in Syrien zu verhindern. Sie finden darin wachsende Unterstützung von Saudi-Arabien und andern arabischen Mächten. Wie es aussieht, will Israel aber nicht unbedingt eine Eskalation, sondern eher eine Rückkehr zum strikten Sanktionskorsett von vor 2015.

Unabhängig davon, welche Entscheidung Präsident Trump trifft, bleibt die Lage im Mittleren Osten gefährlich. Das ist nun, in der Tat, wirklich nichts Neues.

Frausein allein reicht nicht

Von Katharina Fontana — Bei Bundesratswahlen geht es um Politik und nicht um Geschlecht. Doch man sollte mögliche Kandidatinnen auch nicht strenger beurteilen als Männer.

Die Ersatzwahlen für den Bundesrat, ob schon voraussichtlich noch in weiter Ferne, werfen ihre Schatten voraus. Das nächste Mal müsse unbedingt eine Frau gewählt werden, so der Tenor, sonst sitze mit Simonetta Sommaruga bald nur noch eine und vielleicht dereinst gar keine Frau mehr in der Landesregierung. Und das dürfe im 21. Jahrhundert nicht mehr sein.

Wenn alle einer Meinung sind, ist zwar grundsätzlich Skepsis angesagt. Dennoch: Nur die ärgsten Chauvinisten werden bestreiten, dass die Frauen im Bundesrat vertreten sein sollen. Die Landesregierung soll ein Abbild des Landes und der Vielfalt sein. Jede Kultur, jede Sprache soll sich vertreten sehen. So, wie man nicht sieben Zürcher oder Tessiner in der Regierung haben möchte, sollten es auch nicht sieben Männer sein. Frauen bringen andere Erfahrungen mit als Männer, haben ihre eigene Sicht auf die Dinge. Sie stellen nicht irgendeine vernachlässigbare Splittergruppe dar, sondern die Mehrheit der Bevölkerung. Und diese soll auf der höchsten politischen Ebene sichtbar sein und ihre Rolle spielen.

Es gibt sowohl bei der CVP wie bei der FDP bestens ausgewiesene Frauen, die für die Nachfolge von Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann in der ersten Reihe stehen. Bei der CVP fällt häufig der Name der Walliser Nationalrätin Viola Amherd, bei der FDP gilt die St.Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter als Favoritin. Dass bei der nächsten Wahl tatsächlich eine Frau das Rennen machen wird, ist indes keineswegs sicher. Auch wenn die Frauenfrage das dominierende Thema sein wird, zählt bei der Wahl in den Bundesrat in erster Linie immer noch die Politik und nicht das Geschlecht. Wem Viola Amherd zu linke Positionen vertritt oder Karin Keller-Sutter zu weit rechts liegt, der wird sie nicht wählen – das gilt für bürgerliche wie rot-grüne Ratsmitglieder gleichermaßen. Frausein allein kann die Politik nicht überspielen, und das ist auch richtig so.

Muss man sie in die Politik schubsen?

Allerdings drängt sich einem bisweilen doch der Eindruck auf, dass die möglichen Anwärtinnen schon jetzt kritischer beäugt werden als ihre potenziellen Konkurrenten, und zwar nicht unter politischen Gesichtspunkten. Von Viola Amherd heisst es, sie sei zu zurückhaltend im Auftritt, von Karin Keller-Sutter, sie suche zu sehr das Rampenlicht.

Gleichzeitig weiss jeder, dass sich bei den freisinnigen Männern etliche Vertreter finden, die kein Mikrofon und keine Kamera auslassen. Und bei der Mittepartei gibt es zwar viele Männer, die sich lauter vernehmen lassen als die eher stille Amherd, die aber auch um einiges opportunistischer sind. Was auch nicht gerade eine Empfehlung für das Bundesratsamt ist.

Ambitionierte Frauen müssen zwangsläufig damit umgehen können, dass sie nicht nur als Politikerin, sondern auch als Person beurteilt werden – vielleicht strenger als die Männer. Das mag erklären, warum Frauen der Politik wieder vermehrt die kalte Schulter zeigen. Dies, obschon die Parteien seit Jahren versuchen, Frauen für Ämter zu interessieren, sie zu Kandidaturen ermuntern, sie zu grösserem Selbstbewusstsein aufrufen.

Braucht es nun einen Effort an Frauenförderung, wie verbreitet gefordert wird? Muss man Frauen in die Politik schubsen? Nein, keineswegs. Man kann nicht auf Gleichberechtigung bestehen und gleichzeitig Förderung verlangen. Auch hat die Debatte fast schon etwas Entwürdigendes an sich – als wären Frauen unfähig, selber für sich zu entscheiden. Wenn sie sich dem politischen Hauen und Stechen nicht aussetzen wollen, ist das zwar schade, aber ihr gutes Recht.



Im Rampenlicht: Karin Keller-Sutter (FDP).

Zur Erotik greiser Buchliebhaber

Von Matthias Matussek — Noch ist unklar, wie im Komitee des Literaturnobelpreises Geilheit aufkommen konnte, schon vergeht man sich mit der Absage der Preisvergabe erneut an jemandem.

Es hatte sich längst angebahnt, nun ist es amtlich: Der Literaturnobelpreis wird nicht vergeben. Keine Dicht-erweltmeisterschaft 2018. Es soll in den letzten Jahren sittenlos drunter und drüber gegangen sein bei diesen Treffs greiser Buchliebhaber und kurzhaariger Frauen mit Gesichtern aus Leder.

Frostige Frostenson

Wobei eine Untersuchungskommission derzeit ermittelt, wer drunter und wer drüber war und wer die Schuld an dem Schlamassel trug. Es soll hier um echte sexuelle Abgründe gehen, nicht um medizinische Probleme wie im Fall von Weinstein, der wegen seiner Verspannungen im Nacken- und Bauchbereich ständig massiert werden musste. Ja, man kann die Entscheidung des Komitees als Konsequenz der «me too»-Debatte begreifen, als Entschluss zu einem radikalen Neubeginn; zu lange habe man geschwiegen, wenn etwa leutselige und stark kurzsichtige Typen wie der deutsche FDP-Politiker Rainer Brüderle ihre Tanzkarten unter den Serviermädchen verteilten und sich in Einzelfällen plötzlich an nichts mehr erinnern wollten, was besonders unter betagten Kolleginnen regelmässig zu Spannungen führte, die sich kaum wegmassieren liessen.

In diesem Jahr kam hinzu, dass die ranzige Teegesellschaft in Stockholm genau zur Hälfte gespalten war in der Frage, ob es nun, zwei Jahre nach der Preisvergabe an Bob Dylan, an der Zeit sei, das Liedgut der Gruppe Abba zu prämiieren. Eine klassische Blockade und eine unnötige obendrein, hatte doch der Manager von Abba bereits abgewinkt – eher, so liess er verlauten, würde sich die Gruppe für zwei neue Songs zusammenfinden, als vor zwanzig Greisen mit Hörgerät auch nur ein einziges Mal «Waterloo» zu singen.

Nein, alle Indizien sprechen dafür, dass es sich im Kern der Literatur-Malaise um einen erotischen Skandal handeln muss. Schon das Foto des Hauptverdächtigen Jean-Claude Arnault spricht Bände. Kaum einer wird sich, wenn er es betrachtet und auf sich wirken lässt, der dämonischen Ausstrahlung entziehen können, die den kleinwüchsigen Franzosen mit den schulterlangen Locken



Berufsbezeichnung «Lyrikerin»: Frostenson (l.), Arnault.

und der schwarzen Panzerknacker-Brille umgibt. Er soll über Jahre hinweg Frauen jeden Alters nachgestellt haben im Umkreis dieser schwedischen Nobel-Variante von Robert

Die Tafelrunde verstand sich als Wiedergutmachungsverein für die Sünden des Kolonialismus.

Lembkes Ratesendung «Was bin ich?» (hier als Literatursendung mit dem Titel «Wer bin ich?»).

Auch das Motiv für diese Sauereien liegt sozusagen offen auf der Hand, wann immer Arnault in Begleitung seiner Frau abgelichtet wurde: Sie überragt ihn streng und kühl und heisst Frostenson. Sie gibt als Berufsbezeich-

nung Lyrikerin an, was bei ihr so korrekt ist, wie wenn sich eine Domina als Erzieherin bezeichnet. Warum der flinke Franzose allerdings der schwedischen Kronprinzessin Victoria an den Po gefasst hat, konnte Arnault weder seiner Frau noch der schwedischen Öffentlichkeit erklären, wo doch seit Victorias Hochzeit jeder weiss, dass sie eher auf den

Typ Sparkassenangestellter abfährt, auf den blassen Brillenträgertyp, der genau weiss, dass er eines Tages, wenn er zwanzig Jahre lang ohne Fehlzeiten pünktlich zur Arbeit erscheint und die Sozialdemokraten wählt, zum Filialleiter ernannt werden könnte.

Und nun stellt sich zusätzlich heraus, dass Arnault und seine Frau, die Dichterin, besonders bei der Eintreibung und Verwendung öffentlicher Gelder Fantasie in Hülle und Fülle besitzen. Ein dämonischer Pakt schliesst die beiden zusammen. Sie füllten mit öffentlichen Geldern die Kassen von Stiftungen, die sie selber verwalteten – also die eigenen Taschen. Voller Ekel über den Sumpf des Komitees schied über die Jahre ein Mitglied nach dem anderen aus, bis zuletzt die Gültigkeit der Preisvergabe überhaupt zur Debatte stand.

Philip Roth ehren, sofort!

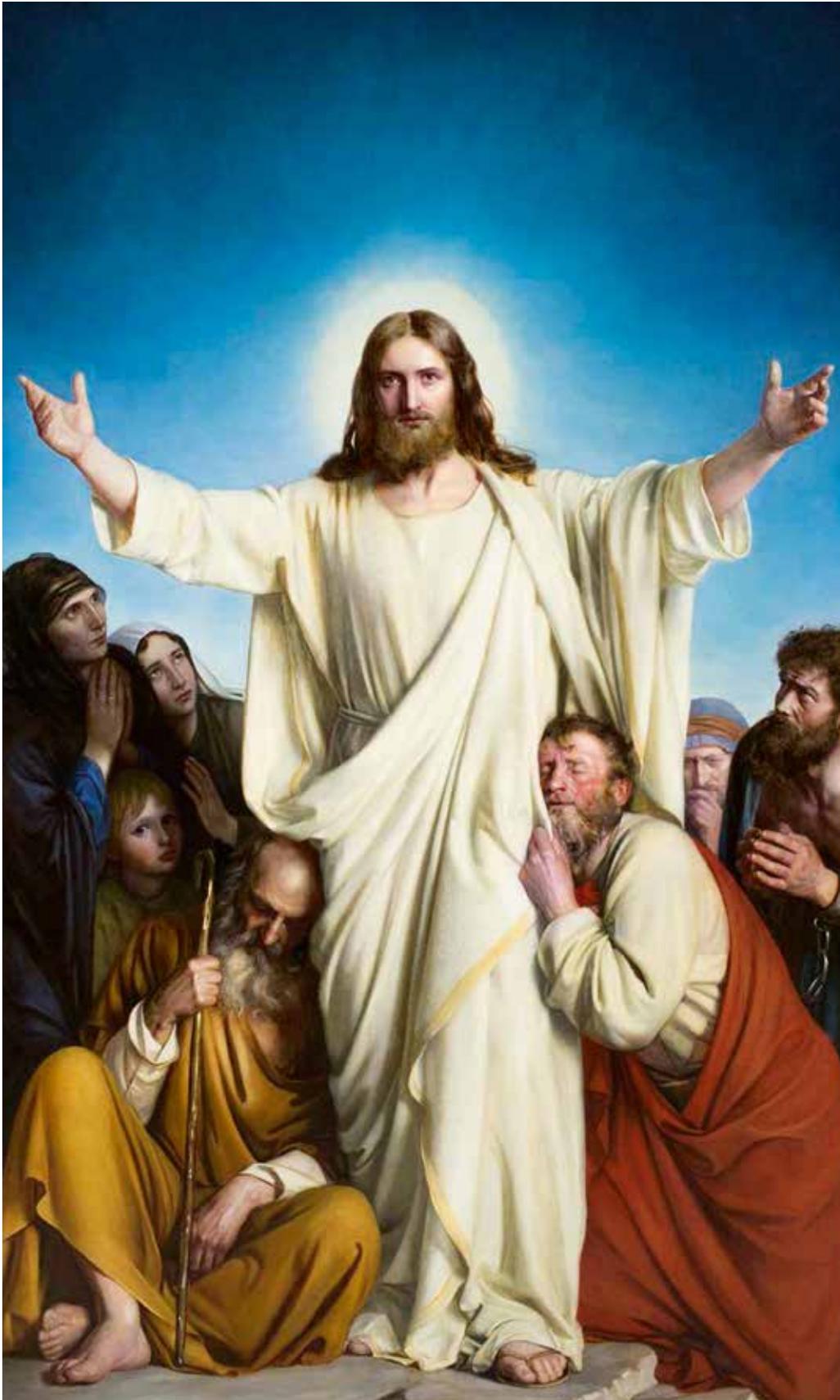
Nicht, dass die Diskussion über die Zurechnungsfähigkeit neu wäre für das Literaturnobelpreis-Komitee. Zunehmend verstand sich diese erlesene Tafelrunde als Wiedergutmachungsverein für die Sünden des Kolonialismus, als eine Ablassveranstaltung des nordischen Kapitalismus, besonders was die Unterdrückung der Frau angeht. Oder aber als Chance, einen völlig neuen Sprachkreis vorzustellen, was selbst diejenigen überraschte, die ihm entstammten, umso mehr, als sie gar nicht wussten, dass sich aus diesen

Lauten auch Gedichte zimmern liessen. Nun also Pause und im übernächsten Jahr gleich zwei Preise. Und sicher gibt es genügend Preiswürdige auf unserem Planeten. Da diesem Komitee jedoch mittlerweile alles zuzutrauen ist, wäre es gut beraten, von vornherein den dämonischen Arnault oder seine frostige Partnerin auszuschliessen und an Abba gar nicht zu denken.

Es würde hingegen sicher als Zeichen der Grösse angesehen werden, beide Preise an Philip Roth zu verleihen. Der amerikanische Schriftsteller brachte über Jahrzehnte hinweg jährlich einen neuen Roman heraus in der Hoffnung auf einen Anruf aus Stockholm, so dass – jenseits der Brillanz seines Œuvres – hier tatsächlich Wiedergutmachung zu leisten wäre, und zwar nicht zu knapp.

Wann kehrt Jesus zurück?

Von Peter Ruch — An Auffahrt feiern wir Christi Himmelfahrt. Das Christentum ist geprägt von der Hoffnung auf Auferstehung. Was sagt die Bibel über Jesu' Rückkehr auf Erden?



Endzeitliche Verheissungen: Auferstehung Jesu Christi.

Friedrich Dürrenmatt war der Ansicht, es sei wesentlich für den Menschen, zu wissen, dass er sterben muss. Biologisch gesehen sei das eine bedeutende Erkenntnis, die dem Tier fehle. Diese Aussage berührt sich mit dem Psalm 90, wo es heisst: *Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden* (Vers 12, Lutherbibel). Dürrenmatt zog in jenem Gespräch, sieben Tage vor seinem plötzlichen Tod, die Linie weiter und fügte hinzu: «Die Beschäftigung mit dem Tod ist die Wurzel der Kultur.» Aus Angst vor dem Tod habe man das Jenseits, die Götter und Gott erfunden. Die ganze Kultur sei gegen den Tod gebaut.

Man merkt, dass der Verfasser von der Theologie angesteckt war. Was nicht heisst: vom Glauben angesteckt. Dürrenmatt war im Pfarrhaus aufgewachsen und Agnostiker geworden. Obwohl er sowohl Pfarrerssohn als auch Pfarrersvater war, erscheinen die Kirche und ihre Wortführer in seinem Werk weitgehend als Komödie. Und doch – oder gerade deshalb – hat er die Knotenpunkte des christlichen Glaubens so gut gekannt.

Einer davon ist, dass der Mensch bei einem Todesfall nicht nur um den Verstorbenen trauert, sondern zugleich mit seiner eigenen Endlichkeit konfrontiert wird. Die Bekanntschaft mit dem eigenen Tod ruft die Frage wach, ob es nicht doch ein Leben nach dem Tod gebe. Selbst wenn nicht die ganze Kultur gegen ihn gebaut sein sollte, halten zumindest die Religionen Antworten auf die Frage nach dem Jenseits bereit. Christlicher Glaube ist wesentlich der Glaube an die Auferstehung der Toten, an die Wiederkunft Jesu Christi und an die endgültige Offenbarung Gottes.

Mehr als ein Notbehelf

Die Auferstehung bezieht sich ausdrücklich auch auf den Leib. Paulus versucht das den Korinthern plausibel zu machen, indem er die Analogie zum Weizenkorn heranzieht. *Die Pflanze kann nur keimen und wachsen, indem das Korn stirbt* (1. Korinther 15,36). Der himmlische Leib wird nicht gleich sein wie der irdische, aber dennoch leiblich.

Dass der Mensch leiblich auferstehen soll, enthält jedoch einen Widerhaken. An eine unsterbliche Seele zu glauben, wäre viel leichter, denn die Seele ist abstrakt und flatterhaft. Das würde indessen auf eine Geringschätzung der Leiblichkeit hinauslaufen. Der Leib ist aber mehr als ein Notbehelf für das irdische Dasein. Er ist Teil dessen, wie Gott den Menschen

gemeint und gewollt hat. Schon der Prophet Ezechiel erzählt die Vision von den Gebeinen, die sich mit Fleisch und Sehnen überziehen und schliesslich mit Geist und Leben erfüllt werden (Kap. 37). Auf Spekulationen über das Leben nach dem Tod verzichtet das Judentum, und auch das Neue Testament hält sich zurück. Entscheidend ist, dass der Tod überwunden wird. Das ist die erste Dimension der endzeitlichen Verheissungen.

Die zweite Dimension ist das Ende aller Verborgenenheit und aller Heimlichkeiten. Auferstehung bedeutet, dass der Mensch vor Gott erscheint. *Denn es gibt nichts Verborgenes, das nicht offenbar wird vor Gott* – und vor einem selbst. Niemand kennt sich durch und durch. Immerhin kennt sich jeder gut genug, dass ihm beim Gedanken an diese Aufdeckung unbehaglich werden kann. Da wird nämlich Gericht gehalten, und dieses Gericht ähnelt durchaus den Gerichten dieser Welt. Auch sie lösen Unbehagen aus.

Doch wie ginge es zu, wenn jeder ungestraft sein Unwesen treiben könnte und wenn wehrlose Menschen der Willkür und allen Grausamkeiten schutzlos ausgeliefert wären? Das Gericht enthält beide Seiten: Schutz und Drohung. Deshalb weckt das Leben und erst recht der Blick auf die Geschichte eine Sehnsucht nach ihm – die Sehnsucht nach der Wiederherstellung des mit Füßen getretenen Rechts. Es ist skandalös, dass es *Gerechte gibt, denen es er-*

geht, als hätten sie gehandelt wie Frevler, und dass es Frevler gibt, denen es ergeht, als hätten sie gehandelt wie Gerechte (Prediger 8, 14). Und weil irdische Gerichte zuweilen käuflich sind, muss es ein letztgültiges Gericht geben, das jeden Rekurs unnötig macht.

Der Apostel Petrus hielt in Caesarea, im Haus des Hauptmanns Kornelius, eine Rede. Durch einen vorgängigen Traum und die Begegnung mit dem heidnischen Kornelius gewann er die Erkenntnis, dass nicht nur Christen, sondern auch Heiden an Christus glauben können. Petrus fügt an, dass Jesus Christus zum Richter über Lebende und Tote bestimmt worden ist (Apostelgeschichte 10, 42).

Vision vom Weltgericht

Diese dritte Dimension ist so zentral, dass sie im Apostolischen Glaubensbekenntnis Aufnahme fand: Jesus ist vom Tod auferstanden, sitzt im Himmel zur Rechten des Vaters, von wo er kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten. Es ist also Christus, der als Richter kommt. Oder wenn Sie wollen: So, wie sich Gott in ihm offenbart hat, wird Er auch richten. Die Erwartung der Wiederkunft Christi hat sich eng mit dem Gerichtsgedanken verbunden.

Darin steckt eine Irritation: Gerichte urteilen nach dem Gesetz. Angeklagte werden für schuldig erklärt oder freigesprochen. Muss das bei Gott nicht auf Erlöste und Verdammte hinaus-

laufen? Nun denke man daran, dass Gerichtsurteile Überraschungen bereithalten. Als Angeklagter werde ich mit anderen Augen betrachtet, als ich mich selber sehe. In der Vision vom Weltgericht sind die Gerechten überrascht, dass sie den göttlichen Ansprüchen genügt haben. *Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben? Oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Fremden aufgenommen oder dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und besucht?* (Matthäus 25, 37 ff.). Ebenso haben diejenigen zu seiner Linken ihr Versagen falsch eingeschätzt. *Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig gesehen oder fremd oder nackt oder krank oder im Gefängnis und haben nicht für dich gesorgt?* (25, 44).

Die eigene Beurteilung wird vom Richteranspruch umgedreht. Daran wird deutlich, dass Christus bei seiner Wiederkunft weder Paragrafen noch Schuld oder Entschuldigungen auf die Waagschale legt. Er richtet vielmehr als der, welcher selber das Weltgericht auf sich genommen hat. Übt er das Weltgericht aus, so ist der Glaube an ihn nicht aussichtslos. Solcher Glaube gibt den Blick frei auf die göttliche Gerechtigkeit. Auf sie zu hoffen, ermächtigt uns, für die Gerechtigkeit in dieser Welt zu wirken. Weil punkto Gerechtigkeit Irrtümer möglich sind, ist Fanatismus unmöglich. Und wo Ungerechtigkeiten nicht korrigierbar sind, befähigt der Glaube, sie zu ertragen.

DIE WELTWOCH
on the road



Roger Köppel im Gespräch mit Anita Fetz über die brisanten Themen des Monats

Die andere Sicht

Donnerstag, 17. Mai 2018

Ort: Volkshaus Basel, Rebgasse 12-14, Basel

Beginn: 18.00 Uhr, Türöffnung: 17.00 Uhr

Anmeldung bis 15. Mai erforderlich an:
ontheroad.fetz@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail (beschränkte Teilnehmerzahl).

Personenkontrolle

Huissoud, Eberle, Blanco, Bertossa, Favre-Bulle, Frank, Humbel, Brunner, Pieth, Fehr, Burkhalter, Lei, Spiess-Hegglin

Michel Huissoud, Zuchtmeister, steht unter Beschuss. Der Chef der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK), strenger Wächter über die Verwendung der Bundesgelder, hat sich den Ärger einflussreicher Ständeräte wie Roland Eberle (SVP) zugezogen. Der Thurgauer wirft in einer Interpellation scharfe Fragen auf, die sich gegen die EFK und ihren Chef richten. Es stört Eberle, dass sich die Finanzkontrolleure zunehmend als politische Akteure mit politischem Einfluss etablieren. Wer nun glaubt, der Bundesrat stelle sich wie ein Mann hinter den Chef der EFK, sieht sich getäuscht. Der Bundesrat gibt dem SVP-Ständerat in seiner Antwort, die am Mittwoch besprochen wurde, teils recht. Damit sie ihrer anspruchsvollen Aufgabe gerecht werden könne, müsse die EFK mit strikter Sachlichkeit und Neutralität über der politischen Debatte stehen. Dieser Grundsatz sei in der Vergangenheit nicht immer beachtet worden, rügt der Bundesrat – und erwartet, dass die EFK ihre Kommunikation jetzt entsprechend anpasst. (hmo)

Nicolas Blanco, mit der Justiz auf Kriegsfuss stehender Gläubiger, darf sich seine Waffenträume nicht erfüllen. Der Präsident des Islamischen Zentralrats hätte sich gerne eine Pistole SIG Sauer P226 gekauft, doch das Bundesgericht macht ihm einen Strich durch die Rechnung. Die Richter teilen die Meinung der Berner Justiz, dass man Blanco aufgrund seiner radikalen Gesinnung keine Waffe anvertrauen dürfe. Der Mann halte gewaltsamen Widerstand in gewissen Situationen für legitim und rufe Dritte dazu auf, sich gegen «interventionistische westliche Kräfte» zu wehren. Zudem gebe es konkrete Anhaltspunkte, dass er Dritte mit einer Waffe gefährden könnte. Nächste Woche wird Blanco am Bundesstrafgericht in Bellinzona erwartet. Die Bundesanwaltschaft wirft ihm und zwei weiteren Beschuldigten vor, mit Videos Propaganda für die verbotene Terrorgruppe al-Qaida betrieben zu haben. Der Strafprozess ist auf zwei Tage angesetzt. (fon)

Yves Bertossa, Weltpolizist und Staatsanwalt in Genf, ist nicht nur international bestens vernetzt, sondern auch in seiner engräumigen Heimatstadt. So wurde etwa im Sperisen-Prozess seine Verbandselung mit dem Genfer Hilfswerk



Affaire à suivre: Genfer Staatsanwalt Bertossa.



Unbewaffnet: Nicolas Blanco.



Alle Register: SRF-Moderatorin Frank.



Schreibwut: alt Bundesrat Burkhalter.



Legale Zielscheibe: Anwalt Lei.

Trial kritisiert, das im Verfahren gegen den ehemaligen Polizeichef von Guatemala eine zentrale Rolle spielte. Bertossa weigerte sich stets, seine Beziehung zu Trial offenzulegen. Am Rande des jüngsten Prozesses gab nun zusätzlich ein gemeinsamer Auftritt von Bertossa und Gerichtspräsidentin Alessandra Cambi Favre-Bulle bei einer Laienaufführung des Stücks «S'il vous plaît, continuez» im Théâtre Grü zu reden. Weder die Richterin noch der Staatsanwalt mochten auf Anfrage Stellung nehmen, «aus Rücksicht auf das laufende Verfahren», wie sie ausrichten lassen. *Affaire à suivre* – Fortsetzung folgt bestimmt. (axb)

Nicole Frank, SRF-Journalistin mit Anwaltsflair, tut sich mit der Vorlage gegen mutmassliche Versicherungsbetrüger offenkundig schwer. Die neue Moderatorin des Politmagazins «Rundschau» zog im Interview mit Ruth Humbel, die das Überwachungsgesetz befürwortet, alle Register. Sie hielt ein von Journalisten geschossenes Foto des Hauses der CVP-Nationalrätin in die Kamera – «Wie fühlt man sich, wenn man im eigenen Da-

heim beobachtet wird?» –, sprach von einem «Blankoscheck für Versicherungen» und brachte auch sonst einiges durcheinander. Immerhin räumte Frank zum Schluss ein, dass die langjährige Parlamentarierin Ruth Humbel die Vorlage wahrscheinlich «noch besser» kenne «als ich». Der Anfang der Selbsterkenntnis? (fon)

Andreas Brunner, Korruptionsexperte, ist gefordert. Der leitende Zürcher Staatsanwalt in Pension wurde vom Bündner Regierungsrat mit der «unabhängigen Untersuchung» des Polizeieinsatzes im Zusammenhang mit dem Engadiner Baukartell beauftragt. Ob man in Chur nicht den Bock zum Gärtner macht? 2015 ist jedenfalls bekanntgeworden, dass Zürcher Richter und Staatsanwälte beim Weltfussballverband Fifa zwischen 1990 und 2006 jeweils schriftlich und mit Erfolg um WM-Final-Tickets gebettelt haben, und zwar unter konkretem Hinweis auf die begünstigten Funktionsträger der hohen Justiz. Nicht weniger als dreimal reiste Oberstaatsanwalt Brunner in der Folge an die Fussballfeste, de-

ren limitierte und hochbegehrte Eintrittskarten auf dem grauen Markt jeweils locker Preise von mehreren tausend Franken erzielen. Der aus Graubünden stammende Strafrechtsprofessor **Mark Pieth** sah Anhaltspunkte für einen Anfangsverdacht auf Vorteilsnahme. Wegen Verjährung kann der Skandal strafrechtlich allerdings nicht mehr untersucht werden. Gleichwohl hat die Zürcher Justizdirektorin **Jacqueline Fehr** Andreas Brunner und die übrigen sich begünstigenden Staatsangestellten ausdrücklich gerügt. Solches lässt ihre Kollegen im Kanton Graubünden unberührt. Denn offensichtlich gilt der Zürcher Sumpf im Vergleich zum Bündner Sumpf als weniger sumpfig. (mð)

Didier Burkhalter, Pensionär im Unruhestand, hat wieder zugeschlagen. Acht Jahre wirkte der Neuenburger im Bundesrat fast wie ein Stummfilmakteur. Seit er im Ruhestand ist und den ganzen Tag mit **Gattin Friedrun Sabine** an den Gestaden des Neuenburgersees verbringen kann, hat er die Sprache wiederge-

Es scheint, als schreibe sich der Alt-Bundesrat den Frust seiner Amtszeit von der Seele.

funden. Bloss seit einem halben Jahr ist Burkhalter nicht mehr im Amt, hat aber bereits zwei Bücher veröffentlicht. Sein letztes Buch trägt den Titel «Da, wo Berge und Seen miteinander reden». Da kommt einem der schwierige Dialog in den Sinn, den Burkhalter mit seinem Parteikollegen im Bundesrat pflegte. Tatsächlich handelt das Buch aber von Burkhalters Region, von seinem Leben und seinen Ursprüngen. Bereits hat der Neuenburger eine weitere Publikation für diesen Sommer angekündigt. Es scheint, als schreibe sich der Alt-Bundesrat den Frust seiner achtjährigen Amtszeit von der Seele. (hmo)

Hermann Lei, Buhmann von Amts wegen, muss sich viel gefallen lassen. Der Anwalt und SVP-Politiker darf nach Meinung des Bundesgerichtes für sein Engagement als Whistleblower im Hildebrand-Skandal straflos als «Drecksflügler», «Krimineller» oder «Dummkopf» beschimpft werden. Einen SVP-Politiker darf man mit richterlichem Segen auch als «gottverdammtes Dreckschwein», «riesengrosses Arschloch», «braunes Pack» oder «hirn-amputierten Waschlapen» titulieren. Aber das gilt natürlich nicht für alle Politiker. Wer wegen Teilnahme an einer illegalen Gewaltdemo rechtskräftig verurteilt wurde, ist noch lange kein «gewaltbereiter Linksextremer», und **Jolanda Spiess-Hegglin** darf nicht als «hirnloser Gutmensch» bezeichnet werden, auch wenn es bloss in Form einer Karikatur geschah. Es kommt halt immer drauf an. (axb)

Nachruf



Leuchtturm von Bern: Alexander Tschäppät.

Alexander Tschäppät (1952–2018) — Hätte man in einem Quiz oder einem Kreuzworträtsel irgendwo in der Schweiz nach einem berühmten Stadtpolitiker gefragt, wäre wohl am häufigsten sein Name genannt worden. Alexander Tschäppät («Tschäppu») war der Leuchtturm der Stadt Bern und innerstädtisch ihr unbestrittener «Cheerleader».

Er wirkte von 2005 bis 2016 als Stadtpräsident, vorher schon als Gemeinderat in Bern. Zudem war er von 1991 bis 2003 und wiederum seit 2011 Mitglied des Nationalrats. Mit saftigen Sprüchen provozierte er oft Schlagzeilen, die in der Medienlandschaft einschlugen. Mit Bürgernähe und kreativen Vorstellungen von Kultur und Stadtleben war er für die Berner ein Stadtvater zum Anfassen. Seine «Bürgersprechstunde» absolvierte er täglich durch seine Begegnungen auf den Gassen und in den Lauben Berns. Wen er kannte, begrüßte er mit dem bernischen Ansprechritual: «Wie geits dir?» Und darauf vernahm er gleich die ganze Palette von Bürgermeinungen und Sorgen.

Tschäppät war in der Exekutive auch Planungschef der Stadt. Wer über den Bundesplatz läuft und dem Wasserspiel begegnet, denkt an Alex Tschäppät. Eigenhändig bettelte er bei den 26 Kantonen, auf dass jeder eine Wasserpumpe unter dem Bundesplatz finanziere und so in der Bundesstadt Präsenz zeige. Wer über den Bahnhofplatz läuft und den Glas-Baldachin als Wetterschutz schätzt oder wer über die «Welle von Bern» zu den Geleisen hinabsteigt, kann ebenfalls den Namen Tschäppät mit dieser unbernisch-modernen Architektur verbinden. Weniger sichtbar ist, dass während seiner

Exekutivzeit in Bern rund 2000 neue Wohnungen erstellt worden sind.

Tschäppät hatte den Vorteil, dass er sich im Stadtparlament und in der Exekutive auf eine links-grüne Mehrheit stützen konnte. Allerdings haben ihm etliche Fundis auch immer wieder Sorgen bereitet. Seine Überzeugungen waren auf Toleranz ausgerichtet. Schon als junger Amtsrichter hatte er mit «Gartenhag- und Landstreichern» und Bettlern vom Lande zu tun («Die gab es immer schon in Bern»). Über die Reithalle-Jugend hielt er seine schützende Hand («Die brauchen doch ein Zentrum»). Und sein Stolz galt auch der bernischen Kleintheater- und Musikkultur, die seit Mani Matter – von den Troubadours bis zu Polo Hofer, Züri West und Patent Ochsner – zweifellos von Bern aus die dominierende Mundart-Hochkultur in der Schweiz begründeten.

Letzten Sommer, nur ein halbes Jahr nach seinem Rücktritt als Stapi von Bern, verspürte er leichte Beschwerden. Schon im Spätherbst 2017 wusste er, dass sein aggressiver Krebs unheilbar sein würde. Bis am Schluss beteiligte er sich in der Rechtskommission des Nationalrats und besuchte die März-Session im Bundeshaus. «Du chasch nid immer dehei si», sagte er mir im März am Telefon. Ganz offen redete er über seine Krankheit. Mit beklemmendem Mitgefühl versuchte ich ihm zu sagen, dass er doch so intensiv und aktiv gelebt habe wie kaum einer. «Ich will lieber über das Leben reden als über den Tod», waren die Worte, mit denen er sich über seinen Kräftezerfall hinwegtröstete. Vergangenen Freitag ist der Leuchtturm von Bern für immer erloschen. *Rudolf Strahm*

Karl Marx, eine Warnung

Von Václav Klaus — Pünktlich zum 200. Geburtstag wurde im Stadtzentrum von Trier ein Kolossalstandbild von Karl Marx enthüllt. Für mich ist das unbegreiflich. Der Vordenker des Kommunismus hat eine Blutspur des Schreckens in der Weltgeschichte hinterlassen.



Die Farbe Rot: Auch EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker jubelte in Trier.

Diese Jubiläums-Veranstaltung in Trier bedeutet, so hoffe ich, lediglich eine Erinnerung an Marx und keine Feier für ihn. Auch das Wort «Erinnerung» ist nicht passend. Dieser Anlass sollte eine Warnung sein, eine Warnung vor der Bagatellisierung des zerstörerischen Einflusses, den Karl Marx über die letzten 150 Jahre hinweg hatte und, wie es sich zeigt, immer noch hat. Für einige von uns ist das nicht begreiflich. Die traurige Erfahrung des 20. Jahrhunderts sollte für alle abschreckend, überzeugend und entscheidend sein. Leider ist dem nicht so.

Ich habe nicht die Absicht, das Werk von Karl Marx oder seine Hauptthesen hier und heute zu analysieren. Als ehemaliger Akademiker bin ich nicht für vereinfachende und oberflächliche Urteile. Karl Marx war ohne Zweifel ein bedeutungsvoller und sehr einflussreicher Denker und Ideologe. Wir dürfen uns unseren heutigen Streit mit Karl Marx nicht zu einfach machen.

Marx war auf jeden Fall ein wichtiger Repräsentant der Sozialwissenschaften – auch wenn er in meinem Fachgebiet, also in der Volkswirtschaftslehre, nur eine zweitrangige Bedeutung hat. In der Wirtschaftslehre wird er längst nicht mehr zitiert und sein Denken unterrichtet.

Alltagsideologie in Osteuropa

Ich erinnere mich an die Aussage eines der berühmtesten Ökonomen der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, des amerikanischen Nobelpreisträgers Paul Samuelson, der im Jahr 1968 gesagt hat: Marx war ein wichtiger Sozialwissenschaftler, aber in der Volkswirtschaftslehre war er ein «Postkartesianer von geringerer Bedeutung». Diese damalige scharfe Erklärung hat er anlässlich von Karl Marx' 150. Geburtstag abgegeben. Damals war Marx in meinem Land, in der kommunistischen Tschechoslowakei, noch ein wichtiger Teil der offiziellen Ideologie. Heute ist es ganz anders. Der Stern von Marx glänzt nicht mehr so hell. Trotzdem hat er hier, in Trier, heute ein neues Denkmal bekommen. Es handelt sich aber um ein Denkmal eines längst verblassten Ruhmes.

Den heutigen Jahrestag sollten wir zur Warnung nutzen, wohin scheinbar harmlose, akademisch ausgesprochene Ideen eines ehrgeizigen, unglaublich fleissigen und zielstrebigem Intellektuellen in der Realität führen können. Ich sage dies als jemand, der mehr als vier Jahrzehnte in einem politischen, ökonomischen und sozialen System gelebt hat, das Marx propagierte. Schon damals habe ich den Theoretiker gut verstanden. Dank meiner persönlichen – allzu langen – Erfahrung ist für mich die Debatte über Karl Marx mehr als blosses Theoretisieren. Ich fühlte die Tragik des kommunistischen Systems damals, und ich fühle sie noch heute sehr stark.

Oft sind wir mit Marx-Anhängern konfrontiert, die behaupten, dieser habe der Welt tolle Ideen geschenkt, die leider nicht richtig ver-

standen, interpretiert und realisiert wurden. Seine Lehre wurde nach ihnen missbraucht, vereinfacht und trivialisiert. Diese Aussage kann ich nicht akzeptieren. Jemand sagte einst, dass die Stärke einer Lehre in ihrer Trivialisierung am besten zu erkennen ist. Genau das ist auch bei Marx geschehen. Deshalb ist er als Volkstribun zu einer Ikone von Sozialismus und Kommunismus geworden.

Seine Ideen wurden realisiert

Was macht Marx so attraktiv, nicht nur für die Massen, sondern auch für die Eliten dieser Welt? Nicht nur das Versprechen, ein Paradies auf Erden zu erschaffen. Wichtiger für die Eliten ist es, dass Marx für die Herrschaft des Menschen über den Menschen steht. Selbstverständlich stellte er gleichzeitig den Anspruch, sich und seine Glaubensbrüder als intellektuelle Elite an die Spitze zu stellen, da sie aufgrund ihrer Weisheit und Intelligenz angeblich dazu qualifiziert seien, über andere Menschen zu herrschen. Marx war ein Vorgänger der heutigen politischen Korrektheit. Politische Korrektheit beinhaltet für mich nichts anderes als den Kampf gegen eigenständiges und unabhängiges Denken.

Sein Angriff auf Kapitalismus und Marktwirtschaft prägte das gesamte 20. Jahrhundert mit all seinen destruktiven Ideologien und menschlichen Tragödien. Marx wollte den Kapitalismus und die Marktwirtschaft abschaffen und wusste dabei gut genug (und sagte es ausdrücklich), dass die Verwirklichung des kommunistischen Ideals die Diktatur des Proletariats erfordere. Wie wir wissen, wurden diese Diktaturen – wenn auch nicht des Proletariats und nicht durch das Proletariat – zuerst 1917 in Russland und dann in vielen weiteren Ländern der Welt mit Millionen von Opfern verwirklicht.

Marx wiederholte, dass die Denker die Welt nicht nur interpretieren, sondern sie verändern sollen. Das ist ihm tatsächlich gelungen. Seine Ideen wurden realisiert. Die kommunistischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts kann man nicht von Marx lösen, auch wenn es sich seine heutigen Anhänger wünschen.

Die Errichtung seines Denkmals in Trier, das vom kommunistischen China finanziert wurde, kritisieren viele in Deutschland wie auch bei uns in Tschechien. Sie verstehen es als eine Verspottung der Geschichte, als eine Verspottung der Opfer der Regimes, die auf der Basis der marxistischen Lehre entstanden sind, aber auch als Verspottung der heutigen Zeit.

Dieses Denkmal ist ein typisches Produkt des aktuellen Zeitgeistes, der die freie Gesellschaft und freie Marktwirtschaft wieder einmal in den Hintergrund rückt. Er stellt eine Fortsetzung der marxistischen Doktrin dar, heute in der Form des Kulturmarxismus, welcher in der Frankfurter Schule von Adorno, Horkheimer und Habermas – nicht weit von hier – entstanden ist. Der Marxismus kommt

zurück – in neuen Gestalten, unter neuen Fahnen, diesmal weniger roten, dafür mehr grünen und regenbogenfarbigen – als revolutionärer Utopismus, der den heutigen Kapitalismus so stark und resolut ablehnt, wie es Marx vor 150 Jahren tat.

Was haben Marx und Abertausende seiner Anhänger bewirkt? Es ist vor allem der Mangel an Demut vor dem Menschen und vor der Menschheitsgeschichte. Im Angesicht der Ungerechtigkeiten und Unvollkommenheiten, die jede Gesellschaft in sich birgt, haben Marx und seine Anhänger proklamiert und ganz entschieden versichert, dass es möglich und nötig sei, bei null anzufangen. Das heisst anders, neu, ohne Respekt vor bereits Erschaffenem, ohne sich zu bemühen, ans Vergangene und Bewährte anzuknüpfen oder sich mit partiellen Verän-

Marx steht für die Herrschaft des Menschen über den Menschen.

derungen zufriedenzugeben. Der Marxismus ist entstanden als Produkt des Missverständnisses und des Nichtrespektierens der gesellschaftlichen Gesetze und der menschlichen Natur.

Auch die heutigen Generationen müssen sich bemühen, die wirkliche Substanz des Marxismus zu verstehen. Es werden immer wieder neue freiheitsbedrohende Ideologien entstehen, die – auf den ersten Blick – mit dem Marxismus nichts gemeinsam haben, in Wirklichkeit aber seine authentische Fortsetzung darstellen.

Marx' Einfluss auf die EU von heute

Der heutige Jahrestag sollte als warnender Appell aufgefasst werden, die Augen zu öffnen. Er sollte genutzt werden, um die neuen Ideologien zu durchschauen, die – obwohl sie es sich nicht gerne eingestehen – direkt oder indirekt, bewusst oder unbewusst dem Marxismus entsprechen.

Es scheint fast unglaublich, dass an der Enthüllung des Marx-Denkmal hier in Trier der höchste Vertreter der EU anwesend ist. Für viele Menschen ist das eine traurige Enttäuschung. Ich bin nicht überrascht. Für mich ist es eine klare Bestätigung des Einflusses von Karl Marx auf heute und auf das progressivistische, im Kern marxistische Projekt der europäischen Integration in seiner heutigen Form der EU.



Václav Klaus war von 1992 bis 1998 Ministerpräsident, von 1998 bis 2002 Vorsitzender des Abgeordnetenhauses und von 2003 bis 2013 Staatspräsident der Tschechischen Republik.

Dieser Text ist eine Rede, die Klaus am 4. Mai 2018 bei einer Veranstaltung der AfD in Trier hielt.



Gescheiterte politische Praxis: Marx, Engels, Lenin und Stalin auf einem russischen Propaganda-Plakat von 1953.

Ideologien

200 Jahre Marx, 100 Millionen Tote

Von Rainer Zitelmann — Alle Systeme, die sich auf Karl Marx berufen haben, sind gescheitert. Dennoch bleibt «Das Kapital» die Bibel für die Anhänger der Religion des Antikapitalismus.

Zum Jubiläum gab's Gedenkreden führender Politiker, die Enthüllung einer überlebensgrossen Marx-Statue und glorifizierende Fernsehfilme zur besten Sendezeit. Was ein wenig stört, sind die 100 Millionen Menschen, die nach den Berechnungen des französischen Historikers Stéphane Courtois im 20. Jahrhundert im Namen der marxistischen Idee getötet wurden. Vor sechzig Jahren starben etwa 45 Millionen Chinesen an den Folgen des grössten sozialistischen Experiments der Geschichte – Mao nannte es den «Grossen Sprung nach vorne». In der Sowjetunion kamen etwa 20 Millionen Menschen um – die Kommunisten liessen sie verhungern, sperrten sie in Konzentrationslager und ermordeten sie.

Wer darauf verweist, dass seit hundert Jahren alle Systeme gescheitert sind, die sich auf Marx berufen haben, dem wird entgegengehalten, diese hätten sich zu Unrecht auf ihn bezogen und seine an sich richtigen Gedanken missbraucht. Das ist die wichtigste Immuni-

sierungsstrategie der politischen Linken: die Entkoppelung des «guten Karl Marx» von der gescheiterten politischen Praxis des Marxismus.

Kann man einen Denker oder Propheten dafür verantwortlich machen, wenn die Menschen ihn missverstehen? Natürlich nicht. Das gibt es immer wieder. Wie oft haben sich Menschen auf Jesus Christus berufen, obwohl sie sich ganz und gar unchristlich verhielten!

Und Jesus hatte schliesslich keine Utopie entworfen zur Verwirklichung des Paradieses.

Aber daneben gab und gibt es eben auch viele Christen auf der ganzen Welt, die seine Lehren durchaus richtig verstehen. Und Jesus hatte schliesslich auch keine Utopie zur Verwirklichung des Paradieses auf Erden entworfen. Vor allem: Es ist etwas ganz anderes, wenn ein Denker angeblich immer und ausnahmslos

missverstanden wurde, weil es kein einziges System gegeben habe, das seine Ideen «richtig» umgesetzt habe. Genau dies soll bei Marx der Fall gewesen sein, denn wenn man diejenigen fragt, die den Denker Karl Marx von der Praxis des Marxismus abkoppeln wollen, wo denn seine Ideen jemals «richtig» umgesetzt worden seien, dann erhält man keine Antwort. Der Grund ist einfach: Alle sozialistischen Systeme, die sich auf Marx beriefen, sind ausnahmslos gescheitert, ob in der Sowjetunion, in China, in Jugoslawien, in der DDR, in Nordkorea, in Albanien: In jedem dieser Länder wurde das marxistische Experiment auf eine andere Weise durchgeführt, aber alle scheiterten an ihrer Ineffizienz, endeten in Armut, Elend und Mord.

Alle haben sie Marx missverstanden

Die These, dass eine Theorie seit über hundert Jahren immer und ausschliesslich missverstanden worden sei, ist äusserst kühn und wäre

ein vernichtendes Urteil über einen Theoretiker, denn das hiesse ja, dass er sich extrem unklar und missverständlich ausgedrückt hätte. Damit tut man Marx allerdings unrecht. Er blieb in seinen Vorstellungen einer künftigen sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Gesellschaft bewusst vage. Marx wollte gerade kein «utopischer Sozialist» sein, der ein fertiges Modell einer sozialistischen Gesellschaft entwarf. Aber so viel ist klar: Der Sozialismus – als Übergangsstadium zur klassenlosen Gesellschaft des Kommunismus – sollte darauf beruhen, dass das Privateigentum an Produktionsmitteln abgeschafft würde.

Das hat Marx immer wieder sehr klar formuliert. Und genau dies ist in allen sozialistischen Systemen geschehen. Die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln, die Ersetzung einer Marktordnung, in der Unternehmer entscheiden, was produziert wird, und die Preise die wesentliche Informationsquelle sind, durch eine Staatswirtschaft war – bei allen Unterschieden – das Gemeinsame aller sozialistischen Systeme. Lenin und Stalin, Mao Zedong, Fidel Castro und Kim Il Sung, Walter Ulbricht und alle anderen haben in diesem wichtigsten Punkt Marx durchaus richtig verstanden.

Immer neue Daten für den Weltuntergang

Die Marx-Beschöniger wenden ein, Marx sei immerhin ein «grosser Denker» gewesen, der den Kapitalismus richtig analysiert habe. Und der Kapitalismus sei schliesslich für Hunger und Armut auf der Welt verantwortlich. Das ist nicht sehr marxistisch argumentiert, denn Marx betonte gerade die zivilisatorische Leistung des Kapitalismus, der zu einer ungeheuren Entwicklung der Produktivkräfte geführt habe. Er glaubte jedoch, dass der Kapitalismus schon bald zu einem Hemmschuh für eine weitere Entwicklung der Produktivkräfte würde und an seinen inneren Widersprüchen zusammenbrechen müsse. Das Proletariat würde verelenden und die Profitrate immer weiter sinken – bis schliesslich das Proletariat die Macht übernehme und Produktionsmittel sowie Grund und Boden vergesellschaftet würden.

In seiner «Kritik der politischen Ökonomie» (1859) schrieb Marx: «Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt haben. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln um.»

Bekanntlich ist der Kapitalismus heute, genau 160 Jahre nachdem Marx dies geschrieben hat, lebendiger denn je. So wie die Anhänger von Weltuntergangssekten immer wieder neue Daten für den ausgebliebenen Welt-

untergang ausrufen, so verkünden auch die Marxisten seit 150 Jahren das bald nahende Ende des Kapitalismus.

Eingetreten ist genau das Gegenteil dessen, was Marx vorhersagte: Die kapitalistischen Länder entwickelten sich sehr viel dynamischer und schafften sehr viel mehr Wohlstand als jene, in denen das Privateigentum abgeschafft worden war. Nicht die Abschaffung des Privateigentums war die Voraussetzung für wirtschaftliche Dynamik, ganz im Gegenteil: China beispielsweise ist heute eine aufstrebende Volkswirtschaft, und der Anteil der Armen ist in den vergangenen Jahrzehnten von 88 Prozent auf 2 Prozent gesunken.

Der Grund für die Beseitigung der Armut war, dass nach dem Scheitern des sozialistischen Experiments das Privateigentum an Produktionsmitteln wieder eingeführt und dem Markt mehr Raum gegeben wurde. China, das den Deutschen ironischerweise eine überlebensgrosse Marx-Statue zu dessen 200. Geburtstag geschenkt hat, begab sich nach Maos Tod auf den Weg des Kapitalismus – nicht die Befreiung von kapitalistischen Produktionsverhält-

Eingetreten ist genau das Gegenteil dessen, was er vorhersagte.

nissen, sondern die sukzessive Einführung kapitalistischer Produktionsverhältnisse war die Voraussetzung für eine weitere Entwicklung der Produktivkräfte. Und dies ist ganz genau das Gegenteil dessen, was die Theorie von Marx besagte.

Der Kapitalismus ist der Grund für ein ungeheures Wachstum des Lebensstandards, wie es ihn vor der Entwicklung der Marktwirtschaft in der ganzen Menschheitsgeschichte nicht gegeben hat. Seit den Ursprüngen der Menschheit vor etwa 2,5 Millionen Jahren benötigte es 99,4 Prozent der Menschheitsgeschichte, bis vor etwa 15 000 Jahren ein Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf der Weltbevölkerung von 90 internationalen Dollar erreicht wurde (der internationale Dollar ist eine Recheneinheit, die auf der internationalen Kaufkraft des Jahres 1990 basiert). Bis zum Jahr 1750 brauchte es weitere 0,59 Prozent der Menschheitsgeschichte, um das Welt-BIP pro Kopf auf 180 internationale Dollar zu verdoppeln. Das war die Zeit, in der die meisten Menschen unter schlimmer Armut litten, was allerdings von denjenigen verschwiegen wird, die so tun, als sei das Elend erst mit dem «Frühkapitalismus» in die Welt gekommen.

Und dann, in weniger als 0,01 Prozent der Menschheitsgeschichte, von 1750 bis zum Jahr 2000, wuchs das Welt-BIP pro Kopf um das 37-fache auf 6600 internationale Dollar. Mit anderen Worten: 97 Prozent des Reichtums der Menschheit wurden in den vergangenen

250 Jahren, also in 0,01 Prozent der Menschheitsgeschichte, erzeugt. Die Lebenserwartung eines Menschen hat sich in diesem kurzen Zeitraum fast verdreifacht. Die Menschen sind nicht plötzlich so viel intelligenter oder fleissiger geworden in dieser Zeit, sondern in den westlichen Ländern hat sich vor etwa 200 Jahren ein Wirtschaftssystem entwickelt, das allen anderen in der Menschheitsgeschichte überlegen ist: der Kapitalismus.

Attraktiv für die Intellektuellen

Warum hat die marxistische Ideologie trotz ihres Scheiterns so viele Anhänger gefunden? Für die Arbeiter, an die sich die Verheissungen richteten, war der Marxismus weniger attraktiv als für die Intellektuellen, welche die Arbeiter zunächst nur mit grosser Mühe dafür begeistern konnten. Lenin schrieb in «Was tun?»: «Die Geschichte aller Länder zeugt davon, dass die Arbeiterklasse ausschliesslich aus eigener Kraft nur ein trade-unionistisches Bewusstsein hervorzubringen vermag, d. h. die Überzeugung von der Notwendigkeit, sich in Verbänden zusammenzuschliessen, einen Kampf gegen die Unternehmer zu führen, der Regierung diese oder jene für die Arbeiter notwendigen Gesetze abzutrotzen u. a. m. Die Lehre des Sozialismus ist hingegen aus den philosophischen, historischen und ökonomischen Theorien hervorgegangen, die von den gebildeten Vertretern der besitzenden Klassen, der Intelligenz, ausgearbeitet wurden. Auch die Begründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus, Marx und Engels, gehörten ihrer sozialen Stellung nach der bürgerlichen Intelligenz an.»

Lenin zitiert den damals führenden marxistischen Theoretiker in Deutschland, Karl Kautsky, der ebenfalls betonte: «Das moderne sozialistische Bewusstsein kann nur entstehen auf Grund tiefer wissenschaftlicher Einsicht. [...] Der Träger der Wissenschaft ist aber nicht das Proletariat, sondern die bürgerliche Intelligenz. [...] Das sozialistische Bewusstsein ist also etwas in den Klassenkampf des Proletariats von aussen Hineingetragenes, nicht etwas aus ihm urwüchsig Entstandenes.»

Solche Sätze schmeichelten den Intellektuellen, die sich als Avantgarde des Proletariats im Kampf um eine angeblich bessere Welt verstehen konnten. Der Marxismus ist bis heute attraktiv geblieben, denn sein «Kapital» ist, auch wenn es die meisten niemals gelesen haben, die Bibel der für Intellektuelle identitätsstiftenden Religion des Antikapitalismus, in der sie glauben den Beweis für den Untergang des «menschenverachtenden Kapitalismus» zu finden.

Rainer Zitelmann, Historiker, Soziologe und Unternehmer, Kenner aller Marx-Schriften. Jüngste Veröffentlichung: «Kapitalismus ist nicht das Problem, sondern die Lösung» ist auch eine Antwort auf die aktuelle Marx-Debatte.

Murks und Marx

Von Christoph Mörgeli — Pünktlich zum Jubiläum meldete sich Cédric Wermuth mit der Auslegung der Lehre seines Idols zu Wort. Karl Marx findet hierzulande seit langem eifrige Nachbeter.

Bekanntester Wortführer der Schweizer Marx-Begeisterung ist gegenwärtig Cédric Wermuth. Der *Tages-Anzeiger* druckte die komplizierten Satzkonstruktionen des SP-Nationalrats ebenso beifissen wie seitenlang ab. Nein, der Kapitalismus sei kein stabiles System und könne nicht die letzte Antwort in der Geschichte sein. Dabei bedeutet gerade die Tatsache, dass im Wettbewerb gescheiterte Firmen, Produkte und Dienstleistungen sterben müssen, ein Erfolgsrezept der Marktwirtschaft.

Die Zahl der hungernden, in Armut versinkenden Menschen steige an, weiss das Orakel aus Zofingen weiter. In Wirklichkeit führt der Kapitalismus die Menschen kontinuierlich aus der Armut, während der Marxismus die Bevölkerung in Hunger und Elend stürzt. Das Lamento von Wermuth, dass manche keinen Zugang zu Aids-Medikamenten erhielten, macht nicht vergessen, dass seine Staatswirtschaft anstelle der privatwirtschaftlichen Forschung nicht einmal die Karikatur eines Heilmittels gegen Aids hervorgebracht hätte.

«Gratis» Segnungen

Gewaltsamer Widerstand gegen eine Diktatur sei legitim, meint Wermuth weiter. Und vermeidet, anzufügen, dass für ihn als einzige Ausnahme die Diktatur des Proletariats gilt. «Der Zustand unseres Planeten verlangt endlich nach einer Welt-Innenpolitik», fordert der SP-Mann weiter. Was wäre denn eine «Welt-Aussenpolitik», und wem sollte diese dienen? Etwa den Marsmenschen? Wermuth lebt in seiner ganz eigenen «Welt, die im Chaos versinkt». Bedeutet Chaos für ihn etwa das global organisierte Feinverteilnetz von Coca-Cola? Oder die weltweite Versorgung mit Internet und Satellitenfernsehen? Selbstverständlich müssten gemäss Wermuth «alle» an den Segnungen der Digitalisierung teilhaben – und zwar «gratis». Als ob die unermesslichen Kosten eines solchen Angebots nicht irgendjemand bezahlen müsste. Es sei ein «fundamentales Missverständnis», dass die marxistische Freiheit nicht anstrengend sei. Das fundamentale Missverständnis von

Wermuth liegt darin, dass für ihn Freiheit etwas mit Marxismus zu tun hat.

Nun ist Cédric Wermuth weder der erste noch der letzte Marxist in den Annalen unseres Landes. Vor ihm hat der Castro-Versteher Franco Cavalli wie so viele andere von der «sozialen Gerechtigkeit» geschwärmt. Wie wenn die reale,

Von den akademischen Lehrstühlen wurden Marxisten in der Schweiz lange Zeit möglichst ferngehalten. Dies entbehrte nicht der Logik – spätestens vom Zeitpunkt an, als der real existierende Sozialismus durch die wissenschaftliche Preisbildungslehre glänzend widerlegt werden konnte: Erst das riesige Wissen von so vielen, das in die Marktwirtschaft anstelle der engbeschränkten Kenntnisse einzelner Menschen, Organisationen oder Staatsverwaltungen einfließt, ermöglicht eine rationale Wirtschaftsrechnung. Marxistische Länder konnten das Kalkulationsproblem nie lösen und mussten ihre Preispolitik stets an die im Kapitalismus geltenden Preise anlehnen.

Auf schwankendem Boden

Trotz dieser intellektuellen Kapitulation fand der Kommunismus speziell bei Studierenden Sympathien, was sich in Theoriekreisen und Arbeitsgruppen niederschlug. Aus den Reihen der Progressiven Organisationen Schweiz (Poch) und der Revolutionären Marxistischen Liga (RML) rekrutierte sich eine ganze Schar späterer Politikerinnen und Politiker bei SP und Grünen: Anita Fetz, Susanne Leutenegger Oberholzer, Daniel Vischer, Josef Lang oder Louis Schelbert. Hatte die Universität Bern 1970 die Habilitation des kommunistischen Philosophen Hans Heinz Holz noch verhindert, gelangte 1996 der Marxist Jakob Tanner auf den Zürcher Lehrstuhl



Welt-Innenpolitiker und Chaostheoretiker: SP-Nationalrat Wermuth.

absolute Verwirklichung dieser Gerechtigkeit hienieden nicht eines allmächtigen Staates bedürfte, der jedem Einzelnen seinen Platz in der Gesellschaft zuweisen und diktatorisch für eine einheitliche Stallfütterung sorgen müsste.

Cavallis Parteigenosse Jean Ziegler lamentierte derweil als Uno-Sonderberater für Ernährungsfragen: «Jedes Kind, das an Hunger stirbt, wird ermordet.» Wobei der erklärte Marxist Ziegler zu erwähnen vergass, dass seine Ideologie zum Hungertod Hunderter von Millionen Menschen führen würde. Denn ohne entsprechende Vermehrung des Kapitals liesse sich die rasch ansteigende Weltbevölkerung nicht annähernd ernähren.

für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Der marxistische Kunsthistoriker Konrad Farner musste indessen zeitlebens als Privatgelehrter wirken.

Demgegenüber stand etwa SP-Präsident Helmut Hubacher auf ideologisch schwankendem Boden. 1956 betitelte er anlässlich des Ungarnaufstandes die Kommunistenführer als «charakterloses politisches Lumpenpack»; einem Kommunisten («Verräter, Spion, Agent und Söldling einer ausländischen Macht») gebühre «Verachtung wie Mördern und Verbrechern», man solle sie behandeln wie «Pest und Cholera». Dies hinderte Hubacher nicht daran, 1982 mit einer SP-Delegation in die DDR

zu reisen und mit Erich Honecker Küsse auszutauschen. Eingefädelt hatte diese Diktatoren-Wallfahrt der spätere Nationalrat Peter Vollmer, der noch 1987 in Ostberlin öffentlich betonte: «Ich war beeindruckt von der Rede Eures Generalsekretärs, des Genossen Erich Honecker, über den Leistungsausweis Eurer Ökonomie und Eurer Gesellschaft.» SP-Vizepräsident Vollmer sang 1985 in der *Weltwoche* wahre Lobeshymnen auf den «grossen Führer» Nordkoreas, Kim Il Sung.

Blau-weiße Fahnen am 1. Mai in Zürich

Die Publizistin Klara Obermüller unterhielt in den siebziger Jahren als erste Präsidentin der Gesellschaft Schweiz-DDR enge Kontakte zur dortigen Staatsführung, bevor sie später als Spezialistin für theologische Fragen beim Schweizer Fernsehen unterkam. Im Kalten Krieg fand die marxistische Ideologie indessen keinen fruchtbaren Boden. Den kämpferischsten Antikommunismus vertraten in den vierziger und fünfziger Jahren die Studenten, die auch konkrete Hilfsprojekte für Ost-Dissidenten starteten. Für erhebliches Aufsehen sorgte 1949 bis 1951 der «Berner Kirchenstreit» zwischen zwei starken Persönlichkeiten: Der Kirchendirektor und spätere Bundesrat Markus Feldmann kritisierte den Theologen Karl

Bedeutet Chaos für ihn etwa das global organisierte Feinverteiltetz von Coca-Cola?

Barth in aller Deutlichkeit, weil dieser im Münster über «einen Mann von dem Format von Josef Stalin» gepredigt hatte.

In der 1944 neugegründeten Partei der Arbeit (PdA) fanden die Anhänger der 1940 verbotenen Kommunistischen Partei eine neue Heimat. Ansonsten entfaltete der popularisierte Marxismus im SP-Programm zwischen 1904 und 1935 eine gewisse Wirkung, seit 1920 inklusive «Diktatur des Proletariats».

Als radikalster Schweizer Kommunist galt im und nach dem Ersten Weltkrieg Jakob («Jöggi») Herzog, in den vierziger Jahren Edgar Woog, der sogar an Stalins Begräbnis reiste. Einen schweren Schlag erlitt die abgespaltene Kommunistische Partei der Schweiz (KPS) 1930 mit dem Parteiaustritt von Walther Bringolf. Der Schaffhauser Stadtpräsident mässigte sich in seinem Exekutivamt genauso wie der Berner Regierungsrat Robert Grimm, 1918 noch marxistischer Anführer im Landesstreik.

Das schlauste politische Gesellenstück aber lieferte Emil Klöti als Kopf des rotgrünen Zürichs: Als das Stadtparlament beschloss, jeweils am 1. Mai an allen öffentlichen Gebäuden rote Fahnen aufzuhängen, kam er der Aufforderung pflichtschuldig nach – allerdings mit blauweissen Zürcher Fahnen. Und alle waren fortan und sind bis heute damit zufrieden.

Europa

Die Chinesen nicken unergründlich

Von Matthias Matussek — Marx sei ein «in die Zukunft hineindenkender Philosoph mit gestalterischem Anspruch» gewesen, so EU-Chef Juncker beim Festakt in Trier.

Ob der Zwischenrufer noch mitgekriegt hat, was ihm die rheinland-pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer hinterherrief, als er vom stämmigen Saalordner aus dem Festsaal geschleift wurde, nämlich: «Festakt hin oder her, es ist gut, dass man bei uns eine freie Meinung auch äussern darf?»

Die Delegation chinesischer Marxisten applaudierte höflich und undurchdringlich und mit einer Miene, die Beobachter letztlich als «unbeteiligt» bezeichneten, auch als Dreyer fortfuhr, «dass die Verbrechen an Millionen von Menschen, die im 20. Jahrhundert in seinem Namen [des Marxismus, d. Red.] begangen wurden, ihm nicht angelastet werden können».

Natürlich ist es ein Eiertanz, den Verfasser des «Kommunistischen Manifests» mit seinem Aufruf zum Klassenkampf zu ehren, wenn man doch schon mit ein bisschen Frieden und ein bisschen Sonnenschein glücklich wäre, in Deutschland, in Europa, in der ganzen Welt.

Wie kann man Marx so weit entschärfen, dass nur noch die gute Seele eines Armenseelsorgers übrigbleibt?

Für Europa sprechend, hatte Jean-Claude Juncker diesen völlig irren Satz mitgebracht: «Dass einige seiner späteren Jünger die Werte, die er formuliert hat, und die Worte, die er zur Beschreibung dieser Werte gefunden hat, als Waffe gegen andere einsetzten, dafür kann man Karl Marx nicht zur Verantwortung ziehen.»

Und die Chinesen, die übrigens unter der Leitung des Vizeministers des Informationsbüros des Staatsrates der Volksrepublik China, Guo Weimin, angetreten waren, applaudierten unergründlich.

Juncker fand des weiteren, dass Marx ein «in die Zukunft hineindenkender Philosoph mit gestalterischem Anspruch» gewesen sei. Der gestalterische Anspruch von Karl Marx betraf die Errichtung einer kommunistischen Gesellschaft unter der Diktatur des Proletariats. Jetzt versuch' das mal menschenfreundlich zu sagen. Juncker versuchte es, und er sprach, oh, là, là, charmant, charmant, von der Liebe.

«Die Verhältnisse waren ungerecht, man konnte sich nicht in den damals herrschenden Frühkapitalismus verlieben», sagte er. «Man kann sich auch heute noch nicht in einen blinden, besinnungslosen Kapitalismus verlieben. Ich jedenfalls nicht.» Offenbar hatte er es versucht und war abgeblitzt, was natürlich damit zu tun hat, dass der heutige Kapitalismus a) besinnungslos und b) zu blind ist, um die Vorzüge des Chefs der Europäischen Kommis-



Liebe und Kapitalismus: Jean-Claude Juncker.

sion zu erkennen. Die Chinesen nickten unergründlich.

Ach so, der deutsche PEN-Club (eine Schriftsteller-Vereinigung, d. Red) durfte natürlich nicht fehlen. Er verlangte in einer seiner lustigen kämpferischen Resolutionen, den Festakt zu verschieben, bis die seit dem Jahr 2010 unter Hausarrest stehende chinesische Dichterin Liu Xia entlassen worden sei und ausreisen dürfe.

Die chinesische Delegation applaudierte unergründlich.

Ein untoter Bronzekoloss

Schliesslich aber die feierliche Enthüllung des 5,5 Meter hohen Bronzekolosses, der bequem in die Dachrinne des nebenstehenden Hauses greifen könnte. Ein Fuss ist vorangesetzt, als mache er sich gerade auf den Marsch, wie der Golem, und werde um Mitternacht losziehen – ein Untoter, eine von Menschenhand geschaffene Kreatur, diesmal eine, die das ständig wachsende Riesenheer der Proleten oder abhängig Beschäftigten oder unzufriedenen Angestellten oder der rund 300 miteinander verfeindeten Eisenbahnergewerkschaften der roten Sonne der Gerechtigkeit und des ewigen Friedens entgegenführt, wie in einer revolutionären Pekingoper – natürlich unter dem Beifall einer endlosen Phalanx von undurchdringlich applaudierenden Chinesen.

Ärztinnen, die aussteigen

Von Beat Gygi — In der Medizin nimmt der Anteil der Frauen stetig zu. Gleichzeitig steigen die Kosten für Ausbildung und Arbeitsorganisation. Viele Ärztinnen freilich ziehen sich vorzeitig zurück. Soll man die Studiengebühren erhöhen oder von Aussteigerinnen das Geld für das Studium zurückverlangen?

Am 6. Juli finden an den Hochschulen in Basel, Bern, Freiburg, Zürich und im Tessin die Eignungstests für das Medizinstudium statt. Es haben sich wiederum viel zu viele junge Leute für medizinische Studiengänge angemeldet, deren Teilnehmerzahl durch einen Numerus clausus begrenzt ist. Die einen nehmen den bevorstehenden Test jugendlich locker, andere stehen schon mit Angstschweiss auf und betreiben nun grossen Aufwand, um den Sprung in die exklusive Gruppe der Medizinstudenten mit erstklassigen Karriereaussichten zu schaffen.

Die Auslese ist streng. In die begehrten Hörsäle und Labors gelangte 2017 mit rund 1100 Studenten nur etwa ein Viertel der Leute, die anfänglich vor der Tür gestanden hatten. Die enorme Übernachtungsfrage nach Medizin-Studiensplätzen hat sich seit 2002, als dies noch kaum ein Thema war, schrittweise aufgebaut.

Das Medizinstudium ist in den vergangenen zehn Jahren zu einer Domäne der Frauen geworden, was unter anderem mit der weiblichen Übervertretung an den Mittelschulen und bei den Maturitätsprüfungen zusammenhängt. Der Anteil der Männer unter den Testteilnehmern ist auf rund 35 Prozent gesunken, und an der Prüfung schneiden die Frauen oft etwas besser ab. Sie befinden sich also in optimaler Ausgangsposition, um in Spitälern und Arztpraxen Führungsaufgaben zu übernehmen und sich in hohe Positionen emporzuarbeiten.

Klar, im Berufsalltag sind die Männer mit 58 Prozent am Total der rund 37 000 Ärztinnen und Ärzte in der Schweiz noch in der Überzahl, aber die Gewichte verschieben sich Jahr für Jahr zugunsten der Frauen; 2017 beispielsweise stieg die Zahl der Ärztinnen um fast 4 Prozent, die der Männer um knapp 1 Prozent. In den Spitälern allein machen die Frauen mit 47 Prozent schon fast die Hälfte aus. Die sogenannte Feminisierung der Medizin ist in vollem Gang.

Ein Zehntel steigt aus

Da wirkt es verwirrend, wenn man hört, dass Ärztinnen überdurchschnittlich oft bereits ein paar Jahre nach dem Staatsexamen ihre Berufskarriere abbrechen oder ihre beruflichen Ziele zurückstecken. Ist der ganze Ehrgeiz zur Erlangung des Studienplatzes plötzlich vergessen? In Tischrunden kann es zu emotionalen Debatten kommen, nach dem Muster: «Wie kommt eine Frau dazu, in der Numerusclausus-Prüfung einem Kollegen den Studienplatz wegzunehmen und später, wenn es drauf

ankommt, sich nicht voll reinzuhängen? Ist es nicht Pflicht, etwas aus dem teuren Studium zu machen?» Es sind nicht nur Einzelfälle, die zu reden geben. Vor zwei Jahren hat die Branchenorganisation der Mediziner, die FMH, eine Studie veröffentlicht mit dem Titel «Der Ausstieg aus der kurativen ärztlichen Tätigkeit».

Die Befunde deuten darauf hin, dass etwa ein Zehntel der Ärztinnen und Ärzte vorzeitig aus ihrem Beruf aussteigen, entweder um den Beruf zu wechseln oder um sich ganz zurückzuziehen; Frauen tun es 1,2- bis 1,6-mal so oft wie Männer. Bei den Ärztinnen steht der Rückzug in die Familie im Vordergrund; wichtigster Ausstiegsgrund ist die fehlende Vereinbarkeit des Berufs mit der Kinderbetreuung.

So sind denn die Führungspositionen in Spitälern und Gesundheitseinrichtungen bei aller Feminisierung der Medizin nach wie vor weitgehend von Männern besetzt. Die Frauen kommen bei den leitenden Positionen auf einen Anteil von gut 20 Prozent, bei den Chefärzten auf einen solchen von gut 10 Prozent. Laut Sibyl Schädeli von der auf Leadership- und Managementfragen spezialisierten Beratungsfirma

Wichtigster Ausstiegsgrund ist die fehlende Vereinbarkeit des Berufs mit der Kinderbetreuung.

College M nimmt in der Medizin eben nicht nur der Frauenanteil zu, sondern auch der «Anteil an Teilzeitbeschäftigten, Aussteigerinnen und Ärztinnen, die sich keine höhere Führungsfunktion vorstellen oder leisten können».

Ist es aus ökonomischer und gesellschaftlicher Perspektive denn überhaupt ein Problem, wenn Ärztinnen und Ärzte bereits einige Jahre nach dem Studium aus dem Beruf aussteigen und sich der Familie widmen? Für Stefan Felder, Gesundheitsökonom an der Universität Basel, ist der Rückzug ins Private aus mehreren Gründen problematisch. So könnten wegen des Numerus clausus viele Interessenten trotz Matura nicht Medizin studieren, obwohl sie möchten und im Beruf möglicherweise sehr gute Leistungen erbrächten. Zudem erhöhe der Berufsausstieg einer namhaften Gruppe die Ausbildungskosten des Staates. Wenn von 100 ausgebildeten Ärzten am Ende nur 70 berufstätig sind, steigen laut Felder die Ausbildungskosten pro berufstätigen Arzt um 42 Prozent.

Und was ist, wenn eine Betriebswirtschaftlerin aus dem Beruf aussteigt? Für Felder ist

das ein ganz anderer Fall, da die Ausbildung nur den Bruchteil eines Medizinstudiums kostete. Vor allem aber gebe es keinen Numerus clausus bei den Ökonomen und den anderen Studienrichtungen.

Sonderfall Numerus clausus

Der Numerus clausus ist Felders Ansicht nach eine Ausnahme, die besondere Massnahmen rechtfertigen würde, beispielsweise eine deutliche Erhöhung der Studiengebühren in der Medizin. Die Kosten eines Medizinstudiums, die auf über eine halbe Million Franken geschätzt werden, werden durch die heutigen Studiengebühren nur zu einem Bruchteil gedeckt. Wenn der Staat die Kosten für die universitäre Ausbildung nur bis zum Durchschnitt der Kosten über alle Studienfächer hinweg finanzieren würde, belasteten bei teureren Studiengängen die Ausbildungskosten, die über den Durchschnitt hinausgehen, das private Portemonnaie. Das würde, so Felder, die Sorgfalt bei der Studienwahl erhöhen und zudem die Bereitschaft steigern, eine einmal eingeschlagene Karriere mit möglichst viel Ausdauer und Energie voranzutreiben. Dies würde die Staatskasse vor der Verschwendung von Ausbildungskosten bewahren.

In ähnlicher Richtung, aber fallweise mit nachgelagerter Bezahlung gehen die Überlegungen von Stefan Wolter, Leiter der Forschungsstelle Bildungsökonomie an der Universität Bern. Eine Vorfinanzierung des Studiums über hohe Studiengebühren ist seiner Ansicht nach nicht nötig, wenn die Absolventen des Medizinstudiums später im Beruf arbeiten, da sie so über Arbeitsleistung und höhere Steuern ja ihre Gegenleistungen erbringen. Was ist aber beim frühen Ausstieg?

Wolter erregte vor einiger Zeit Aufsehen mit seinem Vorschlag, dass Akademiker, die später aus freier Wahl nicht berufstätig sind, über einen Steuerzuschlag nachträglich einen Beitrag an die staatlichen Studienkosten leisten sollten. Es gab damals empörte Reaktionen, aber seine Umfragen zu Bildungsthemen deuteten darauf hin, dass diese Idee bei 60 Prozent der Bevölkerung Anklang finden könnte. Gerade bei hohen Studienkosten sieht Wolter sein Modell als Möglichkeit, Effizienz und Gerechtigkeit der Ausbildung zu thematisieren.

Wie sieht das die Medizinerin? Ariane Eichenberger, Frauenärztin mit eigener Praxis sowie Belegarztztätigkeit an der Frauenklinik des Spitals Uster, findet es unhaltbar, wenn Ärztinnen



«Ist es nicht Pflicht, etwas aus dem teuren Studium zu machen?»

zwei, drei Jahre nach dem Staatsexamen sagen: «Das war's jetzt», weil ihnen die Organisation von Familien- und Berufsleben, der Aufwand für die Zusatzausbildung, das Seilziehen mit Chefärzten und die langen Arbeitszeiten zu anstrengend erscheinen und sie zudem realisieren, dass die Karriere finanziell auch nicht besonders lukrativ ist, wenn die Kinderbetreuung einberechnet wird.

Wer früh aussteigt, sollte Eichenbergers Ansicht nach der Allgemeinheit tatsächlich etwas zurückgeben. Die konkrete Form ist für sie

noch offen, aber eine Diskussion darüber findet sie, wie Felder und Wolter, vor allem auch deshalb angebracht, weil Aussteiger ja einen Numerus-clausus-Studienplatz eines seinerzeitigen Mitbewerbers besetzt hatten, der vielleicht voll arbeiten würde. Sie empfindet es als Widerspruch, dass man einerseits die Studienplätze beschränkt, dann aber aber nicht strenger darauf achtet, dass die gebotenen Chancen später auch wirklich umgesetzt werden.

Liegt es an den Frauen? Überall ist ja zu hören, die sogenannte Feminisierung der Medizin

bedeute auch, dass pro Arztposition immer mehr Ausbildungskapazitäten nötig würden, um Berufsausstiege und die zunehmende Zersplitterung in Teilzeitpensen wettzumachen. «Nein», meint Eichenberger, die Entwicklung hänge zwar mit der Feminisierung zusammen, sei aber vor allem eine Generationenfrage, die beide Geschlechter betreffe. Heute sei für eine 100-Prozent Stelle im Spital, aber auch in einer Praxis ein 250-Prozent-Assistenzarztpensum nötig, das sei ein greller Kontrast zu früher. Sie sagt: «Bei uns stand noch im Arbeitsvertrag: <Arbeitszeit nach Bedürfnissen der Klinik>. Heute steht: <8,5 Stunden pro Tag>.» Um Nacht- und Wochenenddienste abzudecken, brauche man also für eine volle Stelle drei Leute.

Lebensphasen besser einteilen

Teilzeitmöglichkeiten bedeuten noch nicht Karrierechancen. Jobsharing ist ihrer Ansicht nach ab der Stufe Facharzt schwierig, auch wenn es mittlerweile rühmliche Beispiele chirurgischer Chefärzte gebe. Mütter arbeiteten oft eher an der Basis, in Teilzeitpensen, als gute Seele im Hintergrund, als rechte Hand des Chefs, mit viel Verantwortung, aber wenig formellem Prestige. In der Gynäkologie habe man zwar speziell für Frauen die Position des nicht operativen Facharztes eingerichtet, die aber weniger gelte als die eines Arztes, der operieren könne.

Sollten sich Frauen überhaupt mehr um Führungspositionen bemühen? Eichenberger hält eine bessere Durchmischung im Kader für dringlich, aber ein Modell, um Familie und Karriere leichter zu vereinbaren, fehle bisher. Vielleicht sei in dieser Hinsicht eine sich abzeichnende Tendenz vielversprechend: die Vorverlegung der Familiengründung. Das würde heissen, dass Ärztinnen bald einmal nach dem Staatsexamen, vor der Facharztausbildung, die Kinder einplanen, dann eine Zeitlang Teilzeit arbeiten, um den Kontakt zum Beruf zu halten, und nach Einschulung der Kinder «hochprozentig» in die Medizin zurückkehren, um die Facharztausbildung zu machen. Diese Einteilung der Lebensphasen könnte sich Eichenbergers Ansicht nach für Führungskarrieren besser eignen als die bisher meist später eingelegte Babypause.

Aber nochmals: Wie gut ist Führung mit Teilzeit verträglich? Nach Sibyl Schädelis Erfahrungen in Praxis und Beratung ist ein 80-Prozent-Pensum für Führungspositionen eine solide Grundlage, die untere Schmerzgrenze sieht sie bei 70 Prozent. Da trifft sich die Medizin mit der Ökonomie: In Wolters Berechnungen der Rendite von Ausbildungsgängen taucht «70 Prozent» ebenfalls als magische Marke auf. Wer mit einem Studienabschluss in seiner Lebenszeit im Durchschnitt auf ein Arbeitspensum von mindestens 70 Prozent kommt, gibt der Gesellschaft ungefähr das zurück, was der Staat an die Hochschulausbildung bezahlt hat. Das heisst aber auch: Wer weniger leistet, belastet die Allgemeinheit.



Seine Berühmtheit ist ihm nicht in den Kopf gestiegen: Noch-Junggeselle Harry.

Zeitgeist

Mitgefühl für den Rest seines Lebens

Von Harry Mount — Er hatte eine traumatische Kindheit, durchlebte Schicksalsschläge, machte jugendlichen Blödsinn. Inzwischen ist Prinz Harry zu einer beeindruckenden Persönlichkeit herangereift.

Begegnet man Prinz Harry, fallen einem zwei Dinge auf: seine Grösse und sein Charme. Weil wir mit Bildern von ihm als kleinem Jungen aufgewachsen sind, ist es überraschend, ihn in voller Grösse, nämlich 1,85, zu sehen.

Noch überragender ist sein Charme. Elton John hat gesagt, es sei der gleiche wie derjenige von Prinzessin Diana. Er habe die Fähigkeit, mit jedem fröhlich draufloszuschwatzen, und verfüge gleichzeitig über eine sonderbare, übernatürliche Magie, die den meisten Menschen abgeht.

Ich wurde von diesem Charme überwältigt, als ich Prinz Harry 2015 am 100. Jahrestag der Schlacht von Gallipoli kennenlernte, des katastrophalen Versuchs der Alliierten, den Ersten Weltkrieg dadurch zu gewinnen, dass sie sich durch die Dardanellen kämpften, um Istanbul einzunehmen. Mein Urgrossvater war bei der Schlacht umgekommen, und so wurde ich als Angehöriger einer Gruppe von Kriegsveteranen-Nachkommen eingeladen.

Wir fanden uns auf dem Flugdeck der «HMS Bulwark» zusammen, um Prinz Harry und Prinz Charles zu begegnen. Beide waren interessiert, aufmerksam und höflich. Beide wurden von uns sehr bewundert. Doch wirklich aufregend war die Begegnung mit Prinz Harry.

Als ich ihm von meinem Urgrossvater erzählte, unterbrach er mich höflich, um mich über Details zu informieren – er hatte offensichtlich die Unterlagen des Foreign Office gelesen.

Ausserdem war er lustig. Mein Urgrossvater war gestorben, weil er sich geweigert hatte, sich zu ducken; sein stellvertretender Kommandant hatte sich geduckt – und fünfzig Jahre länger gelebt.

«Wie sind heute in der Armee die Vorschriften, was das Sichducken betrifft?», fragte ich Prinz Harry, der zehn Jahre Militärdienst geleistet hatte.

«Sich ducken darf man», sagte er mit seinem breiten Lächeln, «aber Weglaufen ist nicht so gern gesehen.» All die Nachkommen der Gallipoli-Veteranen waren sich einig darüber, wie gewinnend seine Mischung aus Humor, Selbstironie, Interesse und Neckerei war.

«Mama» auf dem Sarg

Im konventionellen Sinn sieht er nicht gut aus mit seinem roten Haar und den wenig ausgeprägten Gesichtszügen. Aber dafür ist dieser Cocktail charmanter Eigenschaften, kombiniert mit seiner Berühmtheit und dem königlichen Blut, extrem attraktiv. Ein mit mir befreundeter Journalist sah Prinz Harry vor kurzem unterwegs in der Karibik, und die

Mädchen seien jedes Mal ausgerastet, wenn er sich einer Menge genähert habe.

Bemerkenswert ist, dass ihm seine Berühmtheit und Attraktivität nicht zu Kopf gestiegen sind: Derselbe Freund erzählte mir, er habe Harry in der Zeit, bevor er Meghan kennengelernt hatte, in einem Nachtclub gesehen. Harry sass mit alten Freunden an einem Tisch, links und rechts von ihm je eine hübsche junge Frau. Ab und zu stand eine dieser Damen auf und wurde sofort durch eine andere ersetzt, die ebenfalls neben ihm sitzen wollte.

In seinem Leben ist Harry aber nicht nur gründlich verwöhnt worden, es war auch oft schwierig und traumatisch. Kurz nach seiner Geburt 1984 bekam die Ehe seiner Eltern Risse, und beide hatten Affären. Um den armen Harry hat es immer wieder Gerüchte gegeben, er sei der Sohn von James Hewitt, dem Armeemoffizier, der mit Prinzessin Diana eine lange Affäre hatte.

Tatsächlich lernte Diana Hewitt erst nach Harrys Geburt kennen. Und ein Freund von mir, der sich mit den Royals auskennt, sagt, man brauche nur Harrys Augen anzuschauen, um zu wissen, dass er der Sohn von Prinz Charles sei. Doch miterleben zu müssen, wie Eltern sich im Scheinwerferlicht der Medien trennen, ist mit Sicherheit nicht einfach.

Und am allerschlimmsten war der Tod seiner Mutter bei einem Autounfall 1997, als Harry erst zwölf Jahre alt war. Für praktisch alle Britinnen und Briten, die damals lebten und nicht völlig abgestumpft waren, gibt es kaum ein öffentliches Bild, das so herzerreissend war wie dasjenige der kleinen Karte auf Prinzessin Dianas Sarg, einer Karte, auf der nur das Wort «Mama» stand. Wer Prinz Harry den Weg bis zur Westminster Abbey hinter diesem Sarg hergehen sah, während die Blicke der ganzen Welt auf ihn gerichtet waren, verspürte Mitgefühl mit Harry für den Rest seines Lebens.

Egal, was für Blödsinn er seither gemacht hat – seine Saufereien, die katastrophale Kostümparty, an der er als Nazi auftrat, sein Striptease mit Party-Girls in Las Vegas –, all das ist nichts, wenn man sich an dieses Bild nackter menschlicher Trauer erinnert, an dieses Kind, das sich zusammenriss, während in ihm alles zusammenbrach. Harry hat seither über die Wut, die er angesichts dieses grausamen Verlustes empfand, gesprochen, darüber, wie er noch jahrelang wie rasend gegen die Welt ankämpfte.

Bald nach Dianas Tod kam Harry auf das berühmte Internat Eton. Dort hatte er schulisch grosse Mühe. Beim Abitur hatte er in Kunst eine Zwei und in Geografie eine Vier. Aber wie seinem älteren Bruder William gelang es ihm, einen Kreis enger Freunde um sich zu scharen, die treu und diskret geblieben sind.

Aufwärts ging es mit ihm, als er Militärdienst leistete, was ihn begeisterte. Hier konnte er richtige Arbeit leisten, bevor die Zeit der öffentlichen königlichen Pflichten anbrechen



Harry im Lauf der Zeit: mit Mutter Diana (1987), im Skandalkostüm (2005), als Soldat in Afghanistan (2012), mit seiner Verlobten Meghan Markle (2018).

würde. Und hier leistete er nicht nur echte Arbeit als Kämpfer in Afghanistan; er befand sich auch in einer Gruppe von Männern, denen er trauen konnte, was seinen Ruf und sein Leben betraf. Und er war fern der neugierigen Blicke der Paparazzi, die ihn in London auf Schritt und Tritt verfolgten.

Länger dauernde Liebesbeziehungen waren ihm hingegen nicht vergönnt. Ja, die Mädchen schmissen sich an ihn ran, und manche schnappte er sich. Ja, er umwarb Chelsy Davy und Cressida Bonas mehrere Jahre lang. Aber beide Frauen ertrugen das Blitzlichtgewitter aus verständlichen Gründen nicht.

Aus heiterem Himmel

Meghan Markle kam aus heiterem Himmel, sie lernten sich bei einem Blind Date kennen. Auf dem Papier ist sie die am wenigsten geeignete königliche Braut der Geschichte: geschieden, älter als er und halb Afroamerikanerin.

Aber was das Persönliche betrifft, passt sie ganz wunderbar zu ihm. Sie hat harte Zeiten hinter sich: nicht nur wegen der eigenen Scheidung, sondern wie Harry auch wegen derjenigen ihrer Eltern. Wie Harry hat sie sich schon vor langer Zeit an die Aufmerksamkeit der

Presse und an allerlei Kameralinsen gewöhnen müssen – wobei sie als Schauspielerin anfänglich die Kameras suchte und nicht von ihnen verfolgt wurde.

Harry ist es gelungen, nach dem Militärdienst eine Tätigkeit zu finden, die mehr ist als das bloss Durchschneiden von Bändern als Angehöriger des Königshauses. Er hat gemeinnützige Organisationen geschaffen, die zu seinen persönlichen Interessen passen.

So hat er zusammen mit Prinz Seeiso von Lesotho die Organisation Sentebale für Kinder

Bemerkenswert ist, dass ihm seine Berühmtheit und Attraktivität nicht zu Kopf gestiegen sind.

in Not, insbesondere solche, die HIV-positiv sind oder Aids haben, aufgebaut. Dieses Interesse hat er eindeutig von seiner verstorbenen Mutter geerbt, die vor dreissig Jahren in Grossbritannien viel gegen die Stigmatisierung aufgrund von Aids getan hatte.

Sein anderer grosser Coup waren die Invictus Games, die paralympischen Spiele für verwundete Kriegsveteranen aus aller Welt. Sie sind ein

Riesenerfolg und erregen weltweit Aufmerksamkeit und das Interesse von Staatsoberhäuptern. Harry hat eine so gute Beziehung zu Präsident Barack Obama aufgebaut, dass er für die britische Sendung «Today» vor kurzem ein Interview mit ihm führen konnte – was uns britische Journalisten vor Neid erblassen liess.

Er hat sich auch für das «Queen's Commonwealth Canopy» eingesetzt – ein das Commonwealth umfassendes Netzwerk von Programmen zur Erhaltung der Wälder. Eine weitere Wohltätigkeitsorganisation, die ihm besonders am Herzen liegt, ist «Heads Together», eine gemeinnützige Organisation für psychisch Kranke, der er gemeinsam mit dem Herzog und der Herzogin von Cambridge vorsteht.

Seit seiner traumatischen Kindheit weiss er nur zu gut, welche Auswirkungen Traumata auf die Psyche haben können. Doch es sieht aus, als habe er viel für die Heilung seiner aus der Kindheit herrührenden Wunden tun können, nicht zuletzt dank seiner einfühlsamen, aufbauenden zukünftigen Frau.

Harry Mount studierte in Oxford Geschichte, ist Buchautor, Journalist und Chefredaktor des Magazins *The Oldie*.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

FEINS VOM DORF

Herzhaftes Lachen, Obst und Beeren – alles vom Dorf.

Obstbauer Martin Dändliker ist einer von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte kultivieren. Seine Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen, Zwetschgen und Äpfel sowie die grosse Auswahl an Trockenfrüchten stammen von Bäumen und aus Gärten im Dorf und sind im Volg Hombrechtikon (ZH) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Hombrechtikon

Volg. Im Dorf daheim. In Hombrechtikon zuhause.

Volg frisch und fründlich

brandinghouse

Einer, der es gut macht

Von Thomas Renggli und Martin Mischkulnig (Bild) — Kann das funktionieren, wenn ein berühmter TV-Mann plötzlich einen darbandenden Fussballverein übernimmt? Matthias Hüppi verblüfft beim FC St. Gallen bis jetzt auch die Skeptiker. Seine zupackende, direkte Art kommt bei den Leuten an.

Es gibt Dinge, die sind unverrückbar: Die Olma-Bratwurst isst man ohne Senf. Auf der Schwägalp überlebt der Wyberhaken auch die «me too»-Diskussion – und Matthias Hüppi moderiert das Sportpanorama. Der Ostschweizer tat dies seit Einführung des Farbfernsehens mit einer postjuvenilen Begeisterung, die jede positive Dopingkontrolle, alle olympischen Korruptionsvorwürfe und sämtliche Fifa-Skandale überlebte.

Hüppi gehörte zum Fernsicht wie die Wohnwand in die bürgerliche Stube. Doch dann kam der 12. Dezember 2017 und die Meldung, die selbst der *Neuen Zürcher Zeitung* die Sprache verschlug: «Wahnsinn», titelte das Blatt. Die *Basler Zeitung* fasste die Sensation in eine nüchterne Transfermeldung: «Vom SRF zum FC St. Gallen». 20 Minuten vermutete beim Hauptdarsteller Sehstörungen: «Hüppi sieht alles in Grün-Weiss». Der *Blick* jubelte unter Ausblendung der elementarsten journalistischen Regeln: «Hip-Hüppi-Hurra».

Vier Monate später sitzt Matthias Hüppi im Zürcher Letzigrund und beobachtet das Spiel seiner Angestellten. Er rutscht im gepolsterten Sessel hin und her, fasst sich immer wieder an die Knie und hebt den Arm für Anweisungen an sein Personal auf dem Rasen. Doch die Spieler hören nicht. St. Gallen verliert gegen den FCZ 0:4 – es ist die grösste Niederlage seit Hüppis Amtsantritt und ein Dämpfer nach Wochen der Euphorie.

Der Präsident verliert die Contenance vordergründig trotzdem nicht. «Rückschläge gehören zum Geschäft. Im nächsten Spiel gegen Thun kann es die Mannschaft besser machen.» Doch das Team nimmt den präsidialen Pass nicht an. Es verliert auch gegen die Berner Oberländer, und unvermittelt sieht sich Hüppi mit den Realitäten seines neuen Geschäfts konfrontiert.

«Ich will alle stark machen»

Er entlässt Trainer Giorgio Contini – trotz Tabellenrang vier, der einen Platz im internationalen Geschäft garantiert. An einer Medienkonferenz erklärte Hüppi am Dienstag der vergangenen Woche die Gründe: «Wir haben zuletzt gespürt, dass nicht wir dem Trainer nicht mehr vertrauten, sondern dass der Trainer uns das Vertrauen nicht schenkte.» Es ist ein Fallrückzieher, wie man ihn im Schweizer Fussball noch nie erlebt hat. Beim FC St. Gallen wird derzeit die Kommunikation neu erfunden.

Matthias Hüppi feierte am 29. März seinen 60. Geburtstag – angeblich. Wer den St. Galler



Ein Fallrückzieher, wie man ihn im Schweizer Fussball noch nie erlebt hat: Klubpräsident Hüppi, 60.

trifft, kann nur zum Schluss kommen: Diese Zahl muss ein amtlich beglaubigter Druckfehler sein. Entsprechend sagt Hüppi: «Wenn ich meine Studienkollegen von der bevorstehenden Pensionierung sprechen höre, ist das für mich schon fast surreal.» Hüppi nutzt die Mittagspause regelmässig zum Fitness-Training – und er greift als Bassist der Mutsch Fun Band in die Saiten. Doch seit seinem Stellenantritt beim FC St. Gallen wurde es «musikalisch» stiller um ihn: «Die Band-dudes müssen öfter auf mich verzichten.»

Ruhe würde dagegen bei seinem neuen Arbeitgeber geschätzt. Während bei Rekordmeister GC der Selbstzerfleischungskampf nur Verlierer produziert, in Basel Kinokönig Burgener feststellt, dass im Fussball nicht immer alles nach Drehbuch läuft, und im Wallis Christian Constantin sich wieder ganz auf seinen heiligen Kampf auf juristischem Parkett konzentriert, waren in St. Gallen bis zur Contini-Blossstellung kaum Misstöne zu vernehmen.

Hüppi schaffte es innert kürzester Zeit, die Basis des vormals zerrütteten und «unterwanderten» (O-Ton Hüppi) Klubs auf seine Idee einzuschwören. Und auch die Trainerrochade verkauft er als Teil der neuen Klubstrategie – als Entscheid für die «langfristige» Zukunft. Dabei müsste Hüppi es eigentlich wissen: «Langfristig» ist im Schweizer Fussball nur das finanzielle Defizit planbar.

Doch der St. Galler Obmann lässt sich nicht von seiner Idee abbringen. Er setzt – nicht frei von Pathos – auf basisdemokratische Werte: «Jeder im Verein ist gleich wichtig. Ich will alle stark machen, vom Materialwart bis zum Captain.» Dazu gehört, dass Hüppi alle Mitarbeiter mit Vornamen kennt und immer ein offenes Ohr hat. Bei neunzig Vollangestellten kann dies allerdings zu zeitlichen Engpässen führen.

In einem Alter, in dem die meisten Menschen freudig dem Ruhestand zusteuern, hat Hüppi eine neue Berufung gefunden. Gelebt hat er schon immer für den Sport: «Mein Herz ist grün-weiss.» Als Kind und Jugendlicher verpasste er keinen Match im Espenmoos, als rotbackiger Gymnasiast bat er seinen Onkel, Fernsehsportchef Martin Furgler, Bernhard Russi um eine persönliche Widmung in dessen Biografie zu fragen, und später fand er seine Leidenschaft im Laufen. Den Jungfrau-Marathon beendete er in beachtlichen vier Stunden und dreissig Minuten. Auch auf dem Fussballplatz wurde Hüppi gesichtet. Doch seine läuferischen Qualitäten überstiegen die technische Fertigkeit.

Radio unter der Bettdecke

Nach der Matura entschied er sich für ein Jura-studium. Doch seinen Traumberuf gab es weder in einer Anwaltskanzlei noch in einem Gerichtssaal: «Ich wollte immer zum Radio», sagt Hüppi. «Meine grossen Idole waren die Reporterlegenden Hans Sutter, Jean-Pierre

Gerwig, Gody Baumberger und Sepp Renggli – oft habe ich im Geheimen unter der Bettdecke ihre Reportagen gehört.» 1979 bewarb sich Hüppi während der Semesterferien per Brief beim damaligen DRS-Sportchef Renggli – und erhielt auf dem postalischen Weg die Antwort, dass er sich telefonisch melden könne. Mit 21 Jahren wurde er als freier Mitarbeiter in den Sportreporterstab aufgenommen. Nur zwei Wochen später moderierte er die erste Sendung «Sport heute».

Dass seine Verwandtschaft mit Martin und dessen Bruder Kurt Furgler seine Bewerbung begünstigt habe, weist er von sich: «Martin Furgler war mir gegenüber stets sehr kritisch. Als ich mich für den Radiojob interessierte, sagte er: «Das wollen noch viele.» Von meinem Stellenantritt wusste er nichts. Von meiner Anstellung erfuhr er erst, als er mich das erste Mal am Radio hörte.»

Matthias Hüppi war am Ziel seiner Wünsche. Nach vier Semestern schmiss er das Studium. Sein Vater Josef, in St. Gallen ein angesehener Anwalt, habe ihn dabei unterstützt: «Wenn es schief läuft, kannst du noch immer an die Uni zurück», sagte er seinem Sohn. Es lief nicht schief. 1981 holte Produktionsleiter Jochen Vogel den aufstrebenden Reporter zum Fernsehen. Der Rest ist ein kleines Stück Schweizer Fernsehgeschichte. Besonders als Ski-Kommentator an der Seite von Bernhard Russi wurde Hüppi zum nationalen Kulturgut. An der WM 2017 in St. Moritz verabschiedete sich das Duo vom Bildschirm: «Es war

Seine Begeisterung ist selbst bei einer Kanterniederlage noch ansteckend.

eine Superzeit», sagte Russi damals. Auch heute verbindet die beiden eine enge Beziehung. Hüppi führt aus: «Bernhard war an meiner Geburtstagsfeier. Und er ist noch immer eine wichtige Stütze für mich. Wir tauschen uns regelmässig aus.»

Doch an diesem Frühlingsabend im Letzigrund kann ihm Russi nicht helfen. Hüppi muss an der Seite von Sportchef Alain Sutter mitansehen, wie sein Klub die Ideallinie verliert: «Das Fussballgeschäft ist volatil, und letztlich steht und fällt alles mit dem sportlichen Erfolg», kommentiert er die Ereignisse auf dem Rasen. Er tönt dabei wie der Sportanalyst vom Leutschenbach. Doch seine Aufmachung verrät ihn: Um den Hals trägt Hüppi einen grün-weissen Schal mit dem Schriftzug «Herzblut».

Leidenschaft allein gewinnt keine Punkte. Gegen den FCZ erlebt Hüppi, wie zwei frühere St. Galler (Adrian Winter, Roberto Rodriguez) das Heimteam in Führung schiessen. Der Präsident lässt sich nichts anmerken: «Ich bin keiner, der rumzappelt. Es käme mir

auch nie in den Sinn, auf die Ersatzbank zu sitzen oder in der Pause in die Garderobe zu gehen.» Trotzdem sitzt Hüppi an diesem Abend nicht am richtigen Ort. Ein FCZ-Stammgast klärt den Gast auf: «Dieser Platz gehört Sven Hotz.»

Hüppi lacht sein herzhaftes Lachen. Doch die Erwähnung des FCZ-Ehrenpräsidenten erinnert ihn auch daran, in welch schwierigem Umfeld er gelandet ist. Im Schweizer Fussball herrscht eine grössere Konkurrenz als bei der SRG. Hotz musste über zwanzig Jahre warten und zig Millionen Franken investieren, bis er 2006 mit dem FCZ den ersten Meistertitel feiern konnte. «Es stimmt, dass ich eine gewisse Sicherheitszone verlassen habe», sagt Hüppi.

Grössere Konkurrenz als bei der SRG

Geld wird er in sein neues Projekt nicht einschliessen. Im Gegenteil: Er ist der einzige vollamtliche und bezahlte Präsident der Super League. Wie viel er verdient, will er nicht sagen: «Es ist mir vorher gutgegangen, es geht mir jetzt gut. Ich werde angemessen bezahlt.» So oder so: Hüppi ist sich sicher, dass er mit seiner Art und seinem integrativen Führungsstil dem FC St. Gallen mehr bringen kann als eine kurzfristige Finanzspritze: «Der Klub braucht einen Präsidenten, der greifbar ist und mit den Menschen spricht.» Aus diesem Grund bezogen Hüppi und seine Ehefrau Cornelia eine Wohnung mitten in St. Gallen: «Ich gehe auch in die Beizen und höre den Menschen zu.» Und er scheut keine Konfrontation. Als er an der Generalversammlung zum Verwaltungsratspräsidenten gewählt wurde, gab er jedem Aktionär seine E-Mail-Adresse: «Ich will für alle da sein», sagt er – und verspricht, dass er jede Anfrage beantwortet.

Mit seiner offenen Art kommt Hüppi an – auch an diesem für ihn sportlich tristen St. Galler Abend in Zürich. Er begrüsst den St. Galler Sicherheitschef und den Fanbeauftragten des Klubs. Er schüttelt jedem Journalisten die Hand: «Hoi Marco», «Sali Ueli». Von seinen Verwaltungsratskollegen schwärmt er in den höchsten Tönen: «Wir sind ein eingeschworenes Team. Jeder hat seinen Kompetenzbereich.» Beim Stadioneingang deponiert er zwei Tickets für seine Ehefrau und die jüngste Tochter Mirja: «Die Familie zieht voll mit», sagt er. Hüppi will durch Kommunikation Vertrauen schaffen: «Vor einem Heimspiel bin ich zwei Stunden im Stadion unterwegs und halte unzählige Reden vor 10 bis 150 Menschen.» Den Return on Investment erfährt er auf der Tribüne: «Es kommt vor, dass mir bei einem Tor wildfremde Menschen um den Hals fallen.»

Matthias Hüppi blüht auf in seiner neuen Rolle. Seine Begeisterung ist selbst bei einer Kanterniederlage noch ansteckend. Doch die Nagelprobe steht noch aus. Unvermittelt ist er als Krisenmanager gefordert. In dieser Funktion könnte selbst ihm das Lachen vergehen.

Abgang einer Federleichten

Von Christoph Mörgeli

Wenn ein blasses Mitglied des Parlamentes wenigstens beim Abgang noch etwas Ruhm einheimsen will, gibt's dazu ein probates Mittel: den Rücktritt vor Ablauf der Legislatur. Dann kommen die Medien um eine Würdigung nicht herum. Ganz anders beim Ausscheiden nach Ablauf der ordentlichen vier Jahre: Weil sich dann die National- und Ständeräte gleich zu Dutzenden verabschieden, bleibt für die Einzelnen kaum Raum für tiefempfundene Nachrufe.

Das weiss auch CVP-Nationalrätin Barbara Schmid-Federer, die zuverlässig am linken Rand ihrer Partei politisiert. Durch einen vorzeitigen Abschied erlangte sie nach elfjährigem Schattendasein wenigstens zum Schluss noch etwas öffentlichen Sonnenglanz. Die mediale künstliche Höhensonne wärmte sie besonders intensiv, weil sie das gegnerische Lager mit Kritik aus linker Sicht eindeckte. Schmid-Federers Rücktrittsbegründung lautete wie folgt: «Das aktuelle Parlament hat sich stark nach rechts bewegt und fällt zunehmend Entscheide, die meiner Überzeugung zuwiderlaufen.»

Diesen staatspolitischen Unsinn würdigten die Medien als mutige Kritik einer unerschrockenen Widerstandskämpferin. Würde man der Argumentation folgen, müsste jeder Mandatsträger sein Amt niederlegen, sobald er einmal unterliegt. Die SP beispielsweise hätte nicht 128 Jahre lang im Nationalrat meistens in der Minderheit politisieren dürfen. Vielmehr hätte jeder einzelne gewählte SP-Repräsentant längst zurücktreten müssen mit der hochsensiblen schmid-federerschen Begründung: «Das aktuelle Parlament hat sich stark nach rechts bewegt und fällt zunehmend Entscheide, die meiner Überzeugung zuwiderlaufen.»

Man stelle sich die medialen Prügel vor, wenn ein profiliert rechts politisierender SVP-Nationalrat seinen Rücktritt mit dem Linkskurs des aktuellen Parlaments begründen würde. Etwa mit dem Hinweis auf den immer progressiveren, die bürgerliche Werteordnung zerstörenden Ständerat. Oder auf die zunehmende Missachtung des Volkswillens durch die Volksvertreter. Einen solchen Parlamentarier hätte man öffentlich nicht genug rüffeln können: Er solle gefälligst seinen Wählerauftrag erfüllen, statt wehleidig über seine Minderheitsposition zu lamentieren.

Bald wird es Sommer. Dann ist Nationalrätin Schmid-Federer Geschichte. Die Lücke, die sie hinterlässt, hat sie vollständig ausgefüllt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bilaterale: postnataler EWR

Von Peter Bodenmann — War das Nein zum EWR eine Jahrhundertabstimmung? Natürlich nicht.



Immer neue Initiativen: Christoph Blocher 1992 im Abstimmungskampf gegen den EWR.

Es gab im letzten Jahrhundert wichtige Abstimmungen. Wie die für die Schaffung der AHV und die Einführung des Frauenstimmrechtes. Zwei Forderungen jenes Landesstreikes, den Bundesrat und Armee 1918 erfolgreich niederschlugen. Vorerst. Keine Jahrhundertabstimmung war das Nein zum EWR. Denn heute haben wir dank den bilateralen Verträgen zeitverzögert einen postnatalen EWR.

Postnataler EWR 1 — Viele stimmten gegen den EWR, weil sie Angst vor der Personenfreizügigkeit und Lohndumping hatten. Heute haben wir die Personenfreizügigkeit samt flankierenden Massnahmen. Nur wegen der Aufhebung des Mindestkurses durch die Nationalbank haben wir mehr Erwerbslose als vergleichbare Staaten wie Bayern oder Baden-Württemberg.

Postnataler EWR 2 — Blocher gewann die Abstimmung gegen den EWR dank Schützenhilfe der Grünen und verwirrter Sozialdemokraten wie Rudolf Strahm und Andi Gross. Diese Linken malten den ökologischen Niedergang der Schweiz an die Wand. Das Gegenteil trat ein: In Deutschland und Österreich gibt es pro Kopf mehr Solarzellen und Windräder.

Postnataler EWR 3 — Blocher und Strahm warnten die Abstimmenden vor den Vierzigtonnern. Dank und mit der LSVA haben wir die inzwischen europakompatibel eingeführt. Ohne 40-Tonnen-Lastwagen käme es zu viel

mehr Staus auf unseren Autobahnen und zu noch mehr Luftverschmutzung.

Postnataler EWR 4 — Als Alternative zum EWR propagierte Blocher vorübergehend den Beitritt der Schweiz zur Nafta. Nicht eben die beste Idee. Denn Donald Trump zeigt das wahre Gesicht des amerikanischen Imperialismus. Selbst die WTO, auf die die Gegner der europäischen Integration bisher setzten, spielt eine immer kleinere Rolle.

Der freisinnige Oberst Kurt Fluri aus Solothurn kastrierte im Nationalrat die Masseneinwanderungsinitiative der SVP. Der grössten Partei der Schweiz fehlte der Mut, das Referendum gegen diese Demütigung zu ergreifen – aus Angst vor der Niederlage an der Urne.

Jetzt belästigt die SVP mit immer neuen Initiativen und ihrer Verhinderungspolitik die pragmatisch denkenden Schweizerinnen und Schweizer.

Ein Beispiel: Das Land hat dank seinen Stauseen energiepolitisch eine Superposition in einem Europa, das auf Wind- und Solarenergie umsteigt. Aber leider können die den Kantonen gehörenden Gesellschaften wie Axpo oder Alpiq diesen Trumpf nicht spielen. Weil wir kein Stromabkommen mit der EU haben, gehen uns jedes Jahr Hunderte von Millionen Franken verloren. Geht gar nicht, liebe SVP.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Let's have a party

Von Kurt W. Zimmermann — Der *Tages-Anzeiger* ist 125-jährig. Nur ein Problem trübt das Jubiläum. Das Problem ist der *Tages-Anzeiger*.

Wenn man in der neuen Mediengeschichte eine Story des Misserfolgs sucht, dann ist die Story schnell gefunden. Es ist die Story des *Tages-Anzeigers*.

Der *Tages-Anzeiger* feiert sein 125-Jahr-Jubiläum. Am 9. Mai steigt dazu die Party mit 3400 geladenen Mitarbeitern. Ich gratuliere also herzlich.

Damit genug der Herzlichkeit. Der *Tages-Anzeiger*, man kann es nicht anders sagen, ist die erfolgloseste Zeitung unter den grossen Titeln des Landes.

Vor zwanzig Jahren hatte der *Tages-Anzeiger* 731000 Leser. Heute sind es 380000. Das ist unfasslich schlecht.

Es ist in zwanzig Jahren ein Minus von 350000 Lesern. Das ist unfasslich, wenn man das Blatt mit anderen grossen Regionalzeitungen vergleicht. Bei einer *Luzerner Zeitung* und einem *St. Galler Tagblatt* zum Beispiel war die Leserschaft, fusionsbereinigt, in den letzten zwanzig Jahren konstant.

Es kann im Print zwei Gründe für einen solchen Einbruch geben. Es ist der Markt, oder es ist die Redaktion.

Im Markt zählt die bezahlte Auflage. Der *Tages-Anzeiger* hatte vor zwanzig Jahren eine Auflage von 282000 Exemplaren. Heute sind es noch 148000. Der lokale Mitbewerber *NZZ* hatte vor zwanzig Jahren eine Auflage von 160000. Heute sind es noch 113000.

Die Auflage des *Tages-Anzeigers* stürzte also ungleich stärker ab als jene seines Konkurrenten im gleichen Markt, und dies, obwohl sein Jahres-Abo 200 Franken weniger kostet als ein Abo der *NZZ*.

Es liegt also nicht am Markt. Es liegt an der Redaktion.

Das Problem der *Tages-Anzeiger*-Redaktion ist ihre chronische Unberechenbarkeit. In den letzten zwanzig Jahren irrlichterte das Blatt permanent herum. Mal war es links, dann grün, dann gab es wirtschaftsliberale Tendenzen, dann drehte man wieder nach links. Keine andere Tageszeitung war in den letzten zwanzig Jahren politisch derart orientierungslos.

Der Schlingerkurs schlug sich stets auch in der Besetzung der Chefredaktion nieder. De Weck, Girsberger, Löpfle, Hartmeier, Strehle, Rutishauser – immer folgte auf einen linken Chef ein bürgerlicher Kopf und umgekehrt. Es konnte so über die Jahre keine erkennbare Blattlinie entstehen.

Neuerdings setzt die Redaktion in Politik wie Wirtschaft auf einen aggressiven Stil, bei dem rabiat auf den Mann gespielt wird. Bestes



Chronische Unberechenbarkeit: Tagi-Redaktion.

Beispiel ist das Auslandsressort, wo die nüchterne Analyse durch eine Art weltumspannenden Schimpfwort-Journalismus ersetzt ist. Überall, im Weissen Haus, an der Downing Street, im Kreml, in der Türkei und in Osteuropa, sind unfähige, egomanische Idioten an der Macht.

Ich glaube nicht, dass Leser von Journalisten bloss billige Buhrufe erwarten. Tatsächlich hat der *Tages-Anzeiger* allein im letzten Halbjahr 80000 Leser verloren, so viele wie noch nie in einer Messperiode.

Paradoxerweise hat die Schwäche des Blatts nichts mit dem Personalbestand zu tun. Mit rund 300 festen Journalisten ist es die grösste Redaktion der Schweiz.

Die Redaktion ist eher zu gross als zu klein. Der Grund liegt darin, dass der Tamedia-Konzern die überregionalen Ressorts seiner Titel wie *Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung* und *Basler Zeitung* zusammenlegt. Dadurch entstehen journalistische Überkapazitäten in Politik, Wirtschaft und Sport. Die Tamedia-Spitze kommt darum nicht um künftige Entlassungen herum.

Aus Protest gegen mögliche Entlassungen boykottieren etliche Journalisten die Party zum 125-Jahr-Jubiläum der Zeitung. Das ist unsinnig. Man sollte beim *Tages-Anzeiger* feiern wie verrückt, solange es noch etwas zu feiern gibt.

Abgereist, eingereist

Von Henryk M. Broder — Solidarität ist eine Drehtür.

Deutscher Aussenpolitik wohnte schon früh ein Element von Erpressung inne. Zur Zeit der Hallstein-Doktrin zum Beispiel, also von Mitte der fünfziger bis zum Ende der sechziger Jahre, drohte die Bundesrepublik allen Ländern, die diplomatische Beziehungen zur DDR aufnehmen wollten, mit «Gegenmassnahmen». Diese konnten von «wirtschaftlichen Sanktionen bis zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem betreffenden Staat» reichen (Wikipedia).

Nun hat die politisch inzwischen gereifte und territorial erweiterte Bundesrepublik wieder ein Problem, das sich auf dem Verwaltungsweg nicht lösen lässt. Abschiebungen nichtanerkannter Asylbewerber scheitern tausendfach daran, dass die Ausreisepflichtigen keine Papiere ihrer Heimatländer bekommen. Die Bundesrepublik ist wohl das einzige Land der Welt, in das man ohne Papiere «einreisen», aber ohne Papiere nicht abgeschoben werden kann. Das soll sich nun ändern. Am einfachsten wäre es, Menschen ohne Papiere nicht einreisen zu lassen, aber das würde erstens der staatlich angeordneten «Willkommenskultur» widersprechen und zweitens wäre es zu einfach. Gut Ding will nicht nur Weile haben, es muss auch umständlich sein. Deswegen werden jetzt Forderungen laut, «die Entwicklungshilfe an die Kooperation bei der Rückführung abgewiesener Asylbewerber zu koppeln», wie es auf Amtsdeutsch heisst. Der bayerische Innenminister Joachim Herrmann sagt, «unkooperatives Verhalten» dürfe «nicht mit Entwicklungshilfe begünstigt werden».

Der Fraktionschef der Union im Bundestag, Volker Kauder, wird noch deutlicher. «Länder, die von uns beachtlich mit Hilfgeldern unterstützt werden», müssten «bereit sein, auch ihre Verantwortung wahrzunehmen» und «Menschen, die aus ihrem Land abgereist sind und bei uns eingereist sind, ohne einen Bleibegrund zu haben, wieder zurückzunehmen», denn: «Solidarität ist keine Einbahnstrasse.» Das stimmt. Solidarität ist eine Drehtür, durch die die einen hinein- und die anderen hinausbefördert werden. Sie einzurichten und zu überwachen, kostet viel Geld, schafft aber auch viele Arbeitsplätze. Und was den fehlenden «Bleibegrund» angeht, so gibt es mehr als einen. Der wichtigste heisst «Asylbewerberleistungsgesetz» und garantiert jedem Flüchtling eine Versorgung nach den Regeln des deutschen Sozialstaates.



Rüpelhafte Asylanten

Junge Asylbewerber vornehmlich aus Nordafrika und Eritrea machen den Zugbegleitern der SBB das Leben schwer: Viele fahren ohne Billett, sind frech und teilweise gewalttätig. Vor allem im Visier sind Frauen. Betroffene berichten. *Von Philipp Gut*

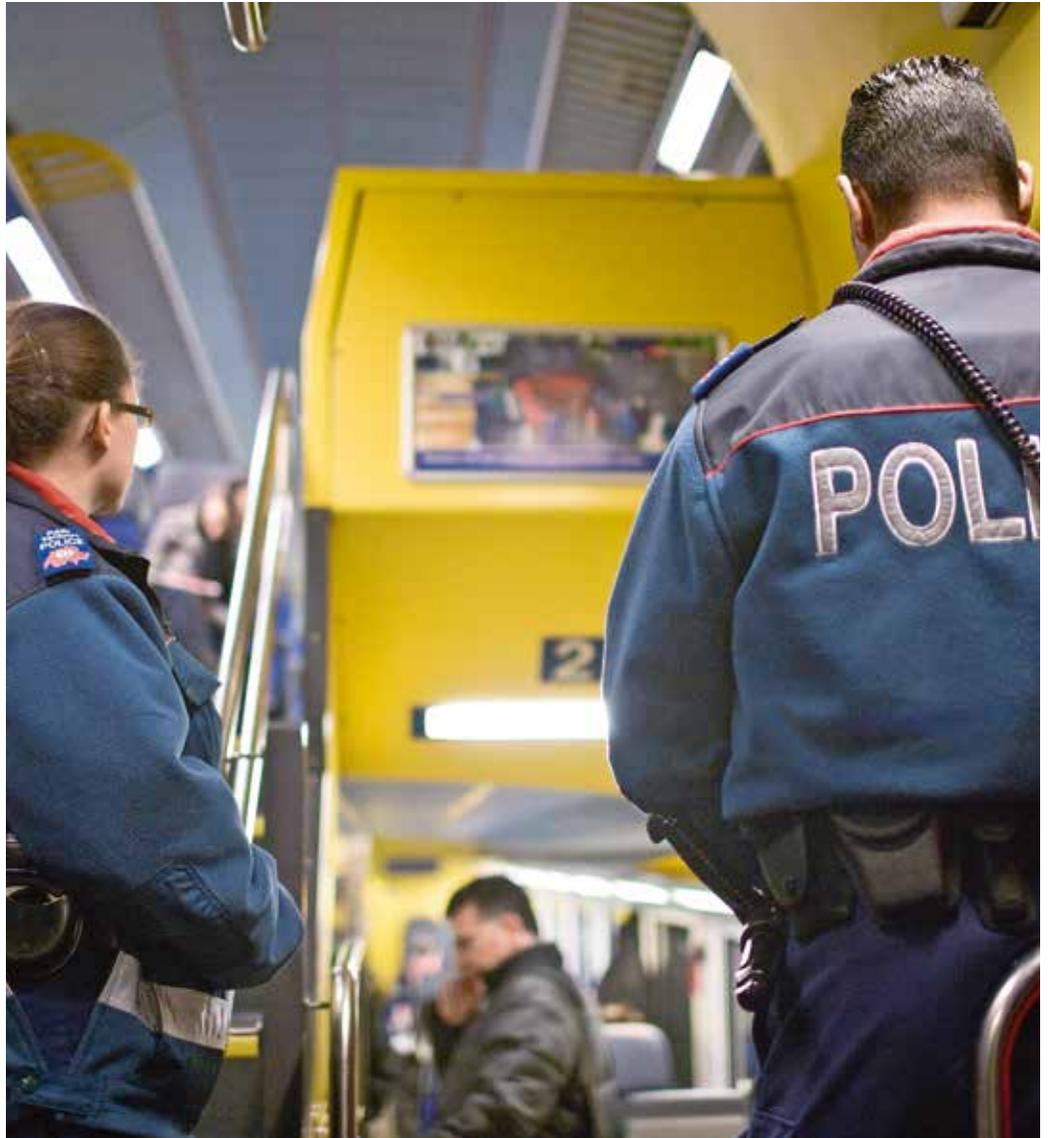
Zugbegleiter Andreas Müller (Name geändert) macht seinen Job: Zwischen Kreuzlingen und Weinfelden kontrolliert er die Fahrausweise. Dabei trifft er auf zwei junge Nordafrikaner ohne gültiges Ticket. Sie weigern sich, ihre Identitätsausweise zu zeigen, und benehmen sich renitent. Zufällig kommen in diesem Augenblick zwei zivile Grenzbeamte vorbei. Sie helfen Andreas Müller bei der Kontrolle. Während der Durchsuchung kommen 100 Franken zum Vorschein. Die Grenzwachter machen dem Zugbegleiter den Vorschlag, das Geld an sich zu nehmen und den beiden Reisenden ohne gültigen Fahrausweis ein Billett und eine Quittung auszustellen. Als Reiseziel geben diese Zürich an.

Andreas Müller tut, was die Grenzbeamten vorschlagen. Der Fall scheint erledigt. Doch in Weinfelden steigen die Grenzwachter aus. Das bemerken die Nordafrikaner – und kaum ist der Zug abgefahren, gehen sie auf den Zugbegleiter los. Sie wollten ihr Geld zurück, fordern sie ultimativ. Und verlangen stattdessen eine Busse. Andreas Müller weigert sich, denn er weiss aus Erfahrung, dass Bussen von Asylbewerbern nur selten bezahlt werden. Die Weigerung bringt die Nordafrikaner noch mehr in Rage, die Lage wird immer bedrohlicher. Müller sieht nur noch einen Ausweg: Er flieht vor den gewaltbereiten jungen Männern in den Führerstand des Zugs und schliesst sich dort ein. Die Nordafrikaner sind hinter ihm hergelaufen und hämmern jetzt hemmungslos an die verschlossene Diensttür. «Zum Glück», sagt Andreas Müller, «konnte ich dann in Winterthur die Transportpolizei benachrichtigen und die beiden Nordafrikaner vom Zug nehmen lassen.»

Was Andreas Müller erlebt hat, ist kein Einzelfall: Viele seiner Kollegen sind beinahe täglich mit Asylbewerbern konfrontiert, die ohne gültigen Fahrausweis reisen, sich unkooperativ verhalten und dabei genau wissen, dass sie am Ende kaum belangt werden. Die *Weltwoche* hat mit mehreren Zugbegleitern und Zugchefs der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) gesprochen und sich ihre Erfahrungen schildern lassen. Aus verständlichen Gründen wollen die Betroffenen ihren richtigen Namen nicht in der Zeitschrift lesen.

Problemzug 804 ab Zürich

Manchmal treffen die Zugbegleiter auf regelrechte Problemzüge, besonders am Wochenende in den frühen Morgenstunden. Peter



Kurse in «interkultureller Kommunikation»: Bahnpolizei in einem SBB-Zug.

Meier gewährt Einblick in die Ereignisbilanz seiner Fahrt mit dem Zug 804 von Zürich nach Brig am 11. März 2018, einem Sonntag. Abfahrt von Zürich Hauptbahnhof: 6.02 Uhr.

Von 88 Reisenden musste Meier für elf – das entspricht einem Achtel aller Passagiere – ein «Formular 7000» ausstellen. Dieses wird ver-

Die «Wochenendausflüge aus der Romandie» sind beim Zugpersonal berüchtigt.

wendet, wenn Reisende ohne gültigen Fahrschein unterwegs sind und sich nicht ausweisen können (oder wollen). Man nimmt dann ihre Personalien auf, sie bekommen ein Ticket

für die gewünschte Strecke, zusätzlich wird ihnen ein Zuschlag in Rechnung gestellt. Weitere Vorfälle auf dem Zug 804 waren gemäss Meldung von Peter Meier: unerlaubtes Rauchen, Missbrauch eines Abonnements, Ausstellen von vier Billetten auf dem Perron, drei Verunreinigungen, wovon zwei eine «ausserordentliche Reinigung» erforderten, ein Fall von Aggression gegen den Kollegen von Peter Meier, grober Vandalismus, zweifacher Verdacht auf Diebstahl.

Passagiere des Zugs 804 seien zu ihm gekommen und hätten gesagt, sie fürchteten sich, berichtet Peter Meier. Als eigentliche Gefahrenzone erwies sich ein Waggon, der vornehmlich von Schwarzen und Arabern belegt gewesen sei. Sie waren am Vorabend mit einem

sogenannten Ausgangsschein nach Zürich gereist, offensichtlich, um zu feiern. Nun fuhren sie zurück in ihr Asylheim im Wallis. Dabei hätten mehrere von ihnen «stinkfisch» einfach ihren Ausgangsschein vorgewiesen, sagt Meier. Um ein gültiges Billett hätten sie sich nicht gekümmert. Was man in solchen Zügen «in alle Richtungen» am Wochenende erlebe, sei «eine Katastrophe». Es fange schon am Zürcher Hauptbahnhof an, wo die Asylanten herumhingen oder sturzbetrunken herumlägen. Von ähnlichen Zuständen berichten auch andere Kollegen. Die «Wochenendausflüge aus der Romandie» sind beim Zugpersonal berüchtigt.

Markus Huber ist Reisezugbegleiter mit Standort Depot Zürich. Seiner Erfahrung nach ist es für viele Asylbewerber «fast schon eine Selbstverständlichkeit, dass sie sich ohne gültigen Fahrschein frei im öffentlichen Verkehr bewegen». Meist wollten sie bei der Kontrolle keine Papiere herausrücken. «Es ist oft ein Katz-und-Maus-Spiel.» Es koste immens Zeit, bis man endlich ein Dokument in der Hand habe, um die Personalien aufnehmen zu können. «Es wird lange diskutiert, und erst wenn man mit der Polizei droht, kommt dann vielleicht ein gültiges Dokument hervor», berichtet Huber.

«Du bist ja nur eine Frau»

Ein Lied von den Zuständen in den Zügen können weibliche Zugbegleiter singen. Frauen würden oft besonders schlecht behandelt, sagt Zugchefin Rita Manz. Obwohl sie bei ihrer Arbeit durchaus Präsenz ausstrahle, werde sie von Asylbewerbern vor allem aus dem arabischen Raum häufig schlicht ignoriert, nicht ernst genommen – oder beschimpft. Ein einschlägiger Zwischenfall ereignete sich im Interregio auf der Strecke Konstanz–Zürich. Sie sei von zwei Tunesiern im Wagen fast überannt worden, berichtet Rita Manz. Auf die Aufforderung hin, die Billette zu zeigen, taten die beiden zuerst so, als ob sie nichts gehört hätten. Schliesslich wiesen sie ihre Ausgangsscheine vor: «Du aufschreiben, das deine Job», sagte der eine. Davon, dass sie, wie alle anderen Fahrgäste auch, ein Ticket kaufen müssten, hätten sie nichts wissen wollen. Das Schwarzfahren habe ja schliesslich keine Konsequenzen für sie.

Manchmal äussere sich die Frauenverachtung ganz direkt, erzählt Rita Manz. Vor einem Monat sagte ihr ein Nordafrikaner im Intercity aus Genf ins Gesicht: «Je suis un homme, tu es seulement une femme, qu'est-ce que tu veux?» Er sei ein Mann, sie nur eine Frau, was sie denn von ihm wolle.

Mit solchen Erfahrungen ist Rita Manz nicht allein. Eine ältere Kollegin von ihr, die zwei Jahre vor der Pension steht, beschimpfte ein Eritreer mit «Fuck you». Regelmässig komme es vor, dass reisende Asylbewerber ihre

Ausweise oder Tickets – wenn sie denn solche haben – einer Frau nicht zeigen wollten. Rita Manz zählt verschiedene Vorfälle auf, bei denen ein männlicher Kollege einschreiten musste.

Machtlosigkeit der Zugbegleiter

Manchmal bleibt es nicht bei Beschimpfungen und Beleidigungen: Das Zugpersonal ist auch mit Tätlichkeiten konfrontiert. Ein Beispiel liefert der junge Zugbegleiter Heinz Fuchs. Schauplatz ist der Bahnhof Lenzburg, Regionalzug in Richtung Aarau, nach 19 Uhr. Auf dem Perron habe es einen Disput unter Eritreern gegeben, alle mit einer Bierdose in der Hand. Der Zug habe nicht abfahren können, weil die streitenden Eritreer eine Tür blockiert hätten. Heinz Fuchs stand im Zug und zog den Eritreer, der die Türe blockierte, in

«Benimmt man sich so, wenn man in der Heimat tatsächlich an Leib und Leben bedroht ist?»

den Waggon hinein. Der Eritreer wurde ausfällig und schüttete ihn mit Bier an, auch das Arbeitsgerät. Beim Versuch, dem Angreifer die Bierdose abzunehmen, verletzte sich Fuchs am Daumen.

Aus den Schilderungen der Zugbegleiter spricht eine gewisse Machtlosigkeit. «Wir können nichts tun, ausser Vorfälle zu notieren», sagt die erfahrene Zugchefin Rita Manz. Das Schwarzfahren sei das eine, welches ihr zu schaffen mache; das andere sei die Arroganz und Impertinenz, mit der viele Asylbewerber aufträten. Frauen reisten fast nie, es handle sich beinahe ausschliesslich um junge Männer. Sei ab und zu eine Familie unterwegs, habe diese in der Regel gültige Fahrscheine. Rita

Manz sieht die Politik und die Asylbehörden in der Pflicht. «Was bringt man den Asylbewerbern denn bei?», fragt sie. «Benimmt man sich so, wenn man in der Heimat tatsächlich an Leib und Leben bedroht ist und hier in der Schweiz Schutz erhalten hat?»

Um ihr Personal zu schulen, bieten die SBB Kurse in «interkultureller Kommunikation» an. Gelehrt wird dort gemäss Insidern vor allem, dass man die Konfrontation vermeiden und die Passagiere und sich selber schützen solle. Eine Eskalation müsse auf jeden Fall vermieden werden, so der Tenor. Im Zweifelsfall sollten die Zugbegleiter sich zurückziehen und renitente Schwarzfahrer, die fliehen, nicht verfolgen.

Politiker reisen erste Klasse

Betroffene bezweifeln, dass die verantwortlichen Politiker die alltäglichen Zustände in den Zügen ernsthaft zur Kenntnis nehmen. Verkehrsministerin Doris Leuthard (CVP) und die Damen und Herren Nationalräte reisten meist in den Wagen der ersten Klasse – die Schwierigkeiten im Umgang mit unflätigen Passagieren bekämen sie kaum mit.

Nach der zahlenmässigen Einordnung des Phänomens gefragt, antworten die SBB, sie erfassten Reisende ohne gültigen Fahrausweis «nicht nach Kriterien Asyl/Ausländer/Schweizer». Aussagen dazu seien deshalb «nicht möglich». Das Staatssekretariat für Migration (SEM) teilt auf Anfrage mit, es sei nur involviert, solange sich die Asylbewerber in den Empfangs- und Verfahrenszentren aufhielten (durchschnittlich die ersten dreissig Tage), danach seien die Kantone zuständig. Das SEM bezahle «keine Bussen, falls Asylsuchende ohne gültigen Fahrausweis die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen».



«Wer soll über meine Zukunft bestimmen, wenn nicht ich?»

Simone Näpflin
Leistungsprüferin
Erwerbsunfähigkeit
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



Vom Jäger zum Gejagten

CVP-Ständerat Stefan Engler ist bei der Bündner Bauaffäre in die Schusslinie geraten. Er sieht sich als Unbeteiligten und will nicht zum Kollateralschaden werden.

Von Hubert Mooser

Lokaltermin mit Stefan Engler in Alvaneu Dorf, der Sonnenterrasse des Albulatals, wie die lokale Tourismusorganisation wirbt. Unten im Tal, in Surava, auf einem Bauernhof, ist er aufgewachsen, hier oben in Alvaneu zur Schule gegangen. Das kantonale Amt für Tourismus stufte vor Jahren die Region als «potenzialschwach» ein. Gross war deswegen die Empörung im Tal. Engler sagt dazu: «Es ist ein Dauerkampf, die Voraussetzungen zu schaffen, damit die Jungen im Berggebiet bleiben.» Von ihm kann man nicht sagen, dass er potenzialschwach ist.

Stefan Engler hat es weit gebracht: Bündner Grossrat, Regierungsrat, jetzt Ständerat und Präsident der Kantonalpartei. Engler gilt als Hoffnungsträger der Bündner CVP und potenzieller Kandidat bei der Nachfolge von CVP-Bundesrätin Doris Leuthard. Allerdings ist er sich nicht sicher, ob der Job als Bundesrat wirklich erstrebenswert sei, wie er im Gespräch sagt. Grosse Worte darüber verliert er nicht. Lieber schwärmt der Bündner von seiner Region und erzählt vom Problembär JJ3, der vor zehn Jahren im Tal Unfug getrieben hat. «Dort drüben ist der Crap Furò», sagt Engler und zeigt auf einen herausragenden Felsklotz auf der anderen Tal-Seite, «das ist der geografische Mittelpunkt des Kantons Graubünden» – als wollte er das Albulatal etwas bedeutender erscheinen lassen, als es tatsächlich ist. Das Gebiet um diesen Felsen ist Englers Revier. Hier streift er gerne herum und hält Ausschau nach dem Wild. Dann wird das Gespräch ernst, denn der passionierte Jäger ist zurzeit selber der Gejagte.

Mit CVP-Präsident in der Klosterschule

Laut Wettbewerbskommission (Weko) haben im Engadin Dutzende Baugeschäfte bei Ausschreibungen der öffentlichen Hand zwischen 2004 und 2012 die Preise systematisch untereinander abgesprochen. Viele dieser Fälle reichen in die Zeit zurück, als Engler als Regierungsrat im Baudepartement das Sagen hatte. Das allein will noch nichts bedeuten. Aber ein Bauunternehmer, der die Weko über die Preisabsprachen informierte, an denen er selber beteiligt gewesen war, gab zu Protokoll, er habe Englers Tiefbauamt schon 2009 über die Praktiken der Baubranche informiert und diese beim Amt mit entsprechenden Unterlagen dokumentiert. Die Behörde habe aber nichts dagegen unternommen.

Hatte der frühere Bündner Baudirektor mehr gewusst, als er bisher zugab? Diese Frage beschäftigt seit Wochen die Öffentlichkeit in der Südostschweiz – auch wenn Engler auf



Damoklesschwert: CVP-Politiker Engler.

allen Kanälen betont, von den Machenschaften nichts gewusst zu haben. Die Geschichte kommt für ihn mit Blick auf den absehbaren Rücktritt von Doris Leuthard in einem ausgesprochen ungünstigen Moment. Bleibt nur der Hauch eines Verdachtes an ihm haften, kann er seine Bundesratsambitionen begraben. Die Affäre schwebt jedoch auch wie ein Damoklesschwert über den Regierungs- und Grossratswahlen vom 10. Juni.

«Wir haben gute Chancen, den zweiten Regierungsratssitz, den wir 1998 verloren haben, zurückzugewinnen», meint Parteipräsident Engler. Auf diesen Sitz spekulieren auch SP und SVP. Bei diesem Grosskampf wird mit harten Bandagen gekämpft, jede Schwäche des Gegners sofort abgestraft. Mit Andreas Felix, Direktor des bündnerischen Baumeisterverbandes und aufstrebender BDP-Politiker, forderte die Affäre bereits ein erstes Opfer: Der Politiker zog seine Kandidatur für die Regierungswahlen zurück. Die SP macht jetzt auch Stimmung gegen CVP-Kantonalpräsident Engler. Aber dieser gibt zurück: «Ich wehre mich dagegen, dass mein guter Leumund oder mein politischer Leistungsausweis von Trittbrettfahrern oder politischen Heckenschützen beschädigt wird.» Er wolle nicht als Unbeteiligter zum Kollateralschaden dieser Affäre werden.

Stefan Engler hat früh gelernt, seine Probleme selber zu lösen. Der Vater starb, als er zehn Jahre alt war. Zum Bauern sei er ungeeignet gewesen, ein Lehrer habe ihm geraten, er solle besser noch eine Weile zur Schule gehen. So kam er in die Klosterschule Disentis. Dort drückte zum

gleichen Zeitpunkt auch der heutige CVP-Präsident Gerhard Pfister die Schulbank. Stefan Engler sei ein guter Fussballer gewesen, erinnert sich Pfister. Politische Karrierepläne wälzten damals weder Pfister noch Engler. Anders als viele seiner Klassenkameraden zog es den Bündner nicht an die Universität nach Freiburg, vielmehr ging er zum Studium nach Bern. Er wurde Jurist, im Militär brachte er es

Bleibt nur der Hauch eines Verdachtes haften, kann er seine Bundesratsambitionen begraben.

bis zum Hauptmann. Dann kehrte er in sein Tal zurück, wurde mit 26 Jahren Grossrat und mit dreissig Gemeindepräsident von Surava.

1998 tritt Engler als Kandidat für den Regierungsrat an. Die CVP erleidet eine böse Schlappe und verliert einen Sitz in der Regierung, Engler jedoch wird gewählt. 2011 folgt der nächste Karrieresprung, in den Ständerat nach Bern. Privat sammelt er lukrative Mandate wie das Verwaltungsratspräsidium der Rhätischen Bahn. Eine Situation wie in den letzten Wochen musste der landauf, landab als integer bezeichnete Engler bisher noch nie durchstehen. Im Gespräch mit der *Weltwoche* zeigt er sich erschüttert darüber, dass in Zeitungsberichten insinuiert wurde, er habe als Baudirektor die Preisabsprachen gedeckt.

Engler wiederholt, was er seit Wochen dazu sagt: Er habe nie Dokumente oder Informationen zu Preisabsprachen erhalten, die ein Handeln und Eingreifen nötig gemacht hätten.

Der Bündner SVP-Präsident, Nationalrat Heinz Brand, erinnert daran, dass Engler selber 2003 wegen vermuteter Preisabsprachen die Weko eingeschaltet habe. Die Untersuchung führte damals ins Nichts. Brand hält es daher für unwahrscheinlich, dass Engler als Regierungsrat von weiteren Absprachen erfahren haben könnte, ohne dass er nicht sofort die nötigen Schritte eingeleitet hätte.

Unbedarfte Kommunikation

Welche Informationen der erwähnte Whistleblower dem Tiefbauamt 2009 lieferte und inwieweit diese nach oben durchgereicht wurden, das soll nun eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) klären. Das beschloss das Bündner Kantonsparlament letzte Woche. Engler ist froh über diesen Entscheid: «Dann kann ich mich auch erklären.» Dank der PUK kommt er fürs Erste aus der Schusslinie – in diese hat er sich allerdings ein Stück weit selber gebracht.

Stefan Engler ist ein vorsichtiger Mensch. Er drängt sich nicht ins Rampenlicht und vor die Mikrofone. Wenn er etwas sagt, wägt er seine Worte sorgfältig ab. Doch als ihn Journalisten in den letzten Wochen wegen der Weko-Geschichte angingen, kommunizierte Engler ziemlich unbedarft und nicht sehr überlegt. So sprach er einmal von einer vagen Erinnerung an den Besuch des Whistleblowers im Tiefbauamt (*Republik*), ein anderes Mal wollte er von einem solchen Besuch nichts gewusst haben (*Blick*). Das nährt Zweifel.

Auch das aus heutiger Sicht heikle Mandat im Verwaltungsrat der Bündner Bauunternehmung Lazzarini hilft Engler nicht. Das Unternehmen ist eine der Firmen, die von der Weko wegen Preisabsprachen gebüsst wurden. Engler sagt, er habe sich nach seinem Rücktritt aus der Kantonsregierung 2010 beruflich neu orientieren müssen. Als ihm das traditionsreiche Familienunternehmen ein Angebot unterbreitet habe, habe er zugegriffen. «Die Firma ging damals an die vierte Generation über und hat sich völlig neu aufgestellt», so der CVP-Politiker. Die Eigentümer hätten einen Anwalt gesucht, der in dem von Familienmitgliedern bestückten Verwaltungsrat den unabhängigen Schiedsrichter spielen sollte. Wenn er damals von den dunklen Seiten gewusst hätte, die aus früheren Zeiten herrührten, wäre er dort nicht eingestiegen, versichert der Politiker.

Eines will Engler aber noch unbedingt loswerden, bevor er in Richtung Surava aufbricht. Es sind Fragen, die ihm seit Wochen auf den Lippen brennen. «Wenn der Whistleblower über derart brisante Informationen zu Preisabsprachen verfügt hat, warum ist er dann nicht direkt zu mir gekommen? Und warum hat er bis 2012 zugewartet, bevor er die Weko informierte?» Eine Antwort darauf wird Engler wohl spätestens dann erhalten, wenn die PUK ihren Bericht abliefern wird. Und das kann dauern. ○

Justiz

Schuldig mangels Beweisen

Bundesanwalt Lauber will ein *plea bargaining* nach amerikanischem Vorbild: Strafverfolger einigen sich mit Unternehmen auf Bussen, um Anklagen abzuwenden. Der Vorschlag ist riskant. Von David Zollinger

Gerät ein Unternehmen ins Visier der Strafverfolger, dann wird die Lage kritisch: Bereits die Eröffnung eines Strafverfahrens, aber erst recht eine Anklageerhebung beschädigen dessen Ruf nachhaltig. Geschäftspartner und Kunden wenden sich ab, Kooperationsverträge werden gekündigt, und wie im Fall Enron droht Insolvenz.

Da kommt der Vorschlag von Bundesanwalt Michael Lauber, in solchen Fällen einen «Aufschub der Anklageerhebung» einzuführen, wie gerufen. Vorbild ist dabei das amerikanische Deferred Prosecution Agreement (DPA), eine Vereinbarung, welche zwischen dem fehlbaren Unternehmen und der Staatsanwaltschaft abgeschlossen wird. Das Unternehmen anerkennt die Vorwürfe, bezahlt eine Geldsumme und muss während einer Probezeit Wohlverhalten beweisen. Im Bewährungsfall wird auf eine Anklage verzichtet. Die UBS bezahlte 2009 aufgrund einer solchen Vereinbarung 780 Millionen Dollar in die US-Staatskasse und blieb dafür straffrei.

Bisher null Verurteilungen

Der Vorschlag ist sehr bedenkenswert, aber man sollte realistische Erwartungen haben. Das DPA ist typisch für das US-Strafrecht, in welchem – anders als in der Schweiz – die Ansprüche allfälliger Geschädigter nicht berücksichtigt werden und der Staatsanwalt relativ frei entscheidet, welche Punkte er anklagt und welche nicht. Das ist auch die Erklärung, weshalb Bernard «Bernie» Madoff bereits nach sechs Monaten rechtskräftig verurteilt war: Er erklärte sich für schuldig und wurde zu 150 Jahren Haft verurteilt, während die 4800 Geschädigten Zuschauer, aber nicht am Verfahren beteiligt waren. Im (Schweizer) Fall Behring dagegen musste die Bundesanwaltschaft Tausende von Geschädigten kontaktieren, um nur schon den Anklagevorwurf formulieren zu können. Die Verfahren in der Schweiz dauern also oft nicht deshalb lange, weil ein DPA fehlt, sondern weil die Geschä-

digten eine wichtige Bedeutung im Strafverfahren haben. Gemäss dem Vorschlag des Bundesanwalts müsste zudem ein Verfahren anklagereif vorliegen, bevor man ein DPA verhandeln kann – es würde also nur das Gerichtsverfahren entfallen. Eine wesentliche Abkürzung der Verfahren wäre unter diesen Bedingungen kaum zu erwarten.

Natürlich hat ein Unternehmen ein Interesse daran, die Anklageerhebung und noch mehr eine Verurteilung zu verhindern. Die Einführung eines DPA wäre daher aus Unternehmenssicht äusserst wertvoll – jedenfalls in den Fällen, in denen ein strafbarer Vorwurf gegen das Unternehmen genügend nachgewiesen werden kann. In der Schweiz gab

es allerdings seit der Einführung des heutigen Unternehmensstrafrechts im Jahre 2003 keine gerichtlichen Verurteilungen. Im einzigen bisher vom Bundesgericht entschiedenen Fall wurde 2016 die Postfinance freigesprochen. Man kann sich daher fragen, ob diese Fälle tatsächlich so zahlreich sind, dass ein solches Instrument wahrnehmbare Wirkung zeigen könnte – oder ob ganz einfach die Gesetznorm so ist, dass halt praktisch nie die Voraussetzungen für eine Verurteilung erfüllt sind.

Verhindert werden müsste schliesslich, dass das DPA dazu verwendet wird, ein Unternehmen selbst da zur Zahlung einer Geldsumme zu drängen, wo nicht genügend Beweise für eine Anklage vorliegen. Mindestens so wichtig wie die Einführung einer neuen Rechtsnorm ist daher letztlich die Haltung, nur da Strafverfahren gegen Unternehmen zu eröffnen, wo auch klare Verdachtsmomente für eine Erfüllung des Tatbestandes vorliegen. In diesen Fällen werden Unternehmen noch so gerne eine Vereinbarung abschliessen, welche die Anklage abwendet – in allen übrigen Fällen aber muss das Verfahren eingestellt werden.

David Zollinger war von 1998 bis 2007 Staatsanwalt für Wirtschaftsdelikte im Kanton Zürich. Zwischen 2011 und 2016 gehörte er der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft an.



Bundesanwalt Lauber.

Frühling der Gewalt

Der Globus-Krawall wird gerne als fideler Aufbruch der 68er Bewegung aus der bürgerlichen Erstarrung verklärt. Ein Polizist, ein Unternehmer und ein Bezirksanwalt, deren Wege sich damals zufällig kreuzten, erlebten eine Orgie der Gewalt, wie sie bis dahin in der Schweiz unvorstellbar gewesen war. *Von Alex Baur*

Zusammen mit einem Kollegen war der Zürcher Stadtpolizist Hansjürg Fitzi am Nachmittag des 29. Juni 1968 im Streifenwagen «Limmat 1», von der Hauptwache herkommend, unterwegs Richtung Bellevue, als ihnen auf dem Limmatquai eine Schar Jugendlicher entgegenkam. Die beiden Polizisten beäugten die Gruppe neugierig. Es war ein frühsommerlicher Samstag, die Stadt döste träge vor sich hin. Im Schritttempo wollten sich die Polizisten einen Weg durch die Menge bahnen. Sie wussten, dass beim Globus-Provisorium am Bahnhofplatz eine Demonstration angesagt war. Das waren sie also, diese jungen Revoluzzer, die ein autonomes Jugendhaus forderten.

Als Fitzi und sein Kollege gewahr wurden, dass die Menge keineswegs so friedlich gestimmt war, wie sie gedacht hatten, waren sie bereits umzingelt. Mit Fäusten hämmerten die Jugendlichen auf den Streifenwagen ein. Mit knapper Not und einem Schrecken in den Knochen gelang es den Polizisten, das Auto zu wenden und der Meute zu enttrinnen.

Schutzschild aus Schilf

Hansjürg Fitzi war damals 27 Jahre jung, kaum älter als viele der rund tausend Demonstranten und Gaffer, die sich nach 16 Uhr auf der Bahnhofbrücke versammelt hatten. Die Polizei trat in der gewohnten Uniform mit Mütze oder den damals üblichen «Bobby»-Hüten auf. Ihr Auftrag: das sogenannte Globus-Provisorium schützen, das die Demonstranten stürmen wollten. Nur gerade jeder zehnte Polizist war mit einem kleinen Schutzschild aus Schilf ausgerüstet.

Sieht man von den Scharmützeln nach den Konzerten der Rolling Stones im Vorjahr und von Jimmy Hendrix wenige Wochen zuvor ab, war die Schweiz seit dem Landesstreik von gewalttätigen Demonstrationen verschont geblieben. Aus den Zeitungen – Fernsbilder spielten damals noch eine untergeordnete Rolle – hatte man zwar von den Barrikaden und Blockaden in Paris, Berlin oder New York gelesen. Doch das schien alles weit weg.

Fitzi sah damals keinen Grund, warum sich die Demonstrationen auf Zürich hätten ausweiten sollen. Und er kann es heute noch nicht begreifen: «Revolutionen gibt es, wo Menschen Not leiden oder unterdrückt werden, doch uns allen ging es so gut wie nie zuvor: Die Wirtschaft florierte, Arbeitslosigkeit war ein Fremdwort, hungern musste schon gar niemand.» Wer etwas ändern will, dem stehen alle Mittel der Demokratie zur Verfügung.

Anfänglich sah es denn auch nach einem spontanen und friedlichen Happening aus. Tatsächlich war der Protest vor dem Zürcher Hauptbahnhof von langer Hand geplant. Zum Teil per Post hatten die Organisatoren das halbe Land mit Flugblättern überzogen, die zur Demo aufriefen. Die Adressen stammten von einem Wettbewerb, den der *Blick* zum Hendrix-Konzert lanciert hatte. Über den PdA-Aktivisten Roland Gretler waren die Daten in die Hände der Organisatoren gelangt. Auch der Verfasser des Flugblatts war ein Profi: Yves Bebié, Redaktor des *Tages-Anzeigers*.



Polizist Hansjürg Fitzi, 1968.

«Revolutionen gibt es, wo Menschen Not leiden, doch uns allen ging es so gut wie nie zuvor.»

Das Flugblatt enthielt die Aufforderung, «unbedingt Baumaterial, Holz, Latten, Stangen, Bretter, Nägel, Hämmer usw.» an die Demo mitzunehmen. Ging es den Organisatoren wirklich nur darum, ein symbolisches Jugendzentrum aufzubauen, falls die Besetzung des Globus-Provisoriums nicht gelänge? Dachten sie nicht daran, dass all diese Utensilien auch als gefährliche Waffen gegen die Polizisten eingesetzt werden könnten? Genau das passierte nämlich. «Das war die Blutnacht», titelte der *Blick* am folgenden Montag. Die martialische Wortwahl war nicht übertrieben.

Die Schlacht beginnt um 19.24 Uhr. Nachdem die Demonstranten am zentralen Verkehrsknoten den Verkehr in der halben Stadt eineinhalb Stunden lang blockiert haben – eine unerhörte Provokation für damalige Verhältnisse – und mehrere Ultimaten verstrichen sind, befiehlt Polizeikommandant Rolf Bertschi, die Menge mit Wasser zu vertreiben. Da keine Wasserwerfer verfügbar sind, hat die Feuerwehr

Schläuche verlegt. Die Demonstranten ziehen sich via Limmatquai Richtung Bellevue zurück.

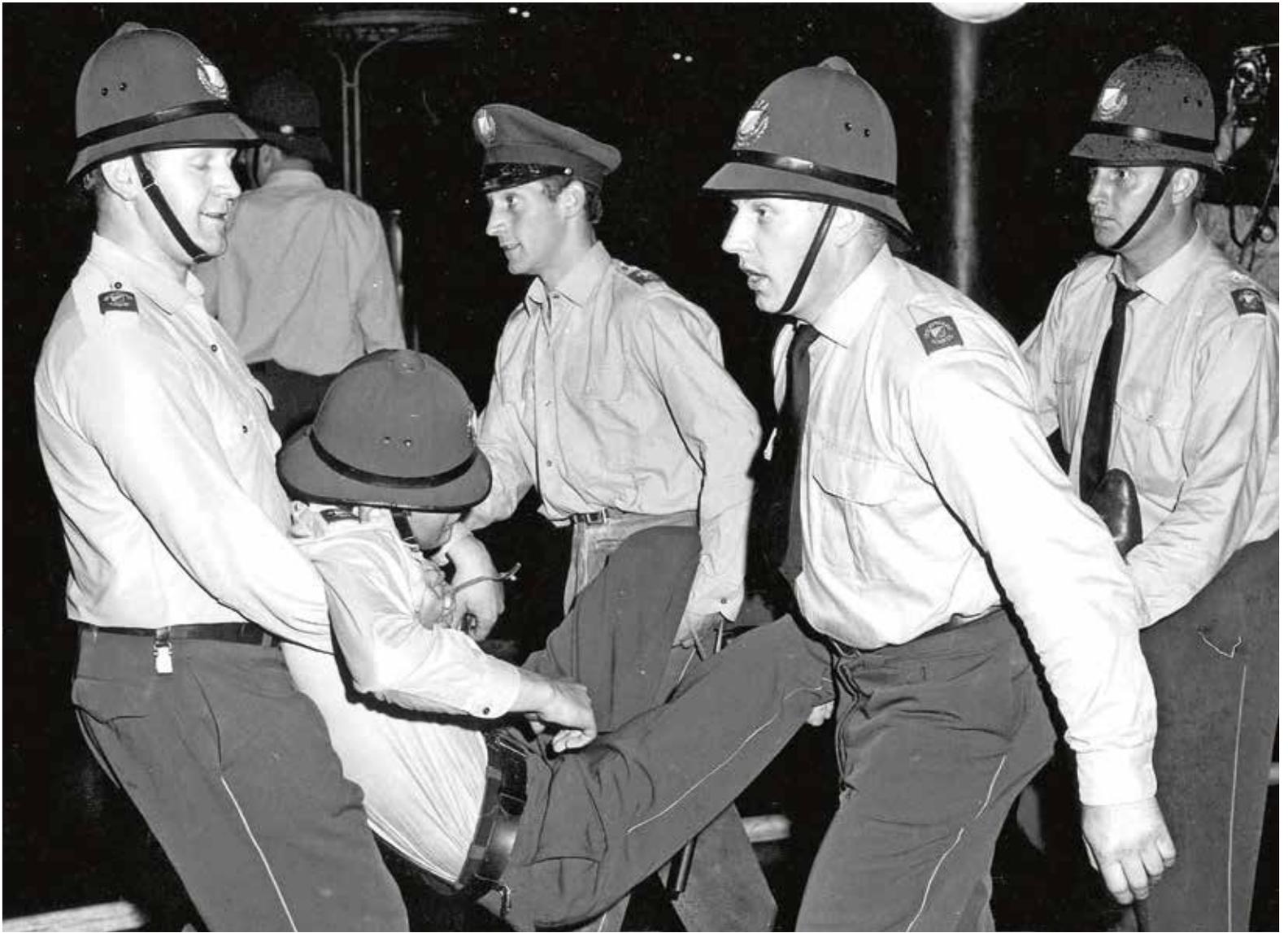
Mit dem lustigen Wasserspritzen auf der Bahnhofbrücke enden die meisten Berichte über den Globus-Krawall. Polizist Fitzi ist zu diesem Zeitpunkt bereits wieder im Streifenwagen unterwegs. Wir halten uns im folgenden Abschnitt deshalb an das, was ein halbes Dutzend Reporter des *Tages-Anzeigers* in jener lauen Juninacht zu einem minutiösen Rapport zusammengetragen haben.

Sechzehn Polizisten hospitalisiert

20.30 Uhr, Bellevue: «Es kommt zur ersten heftigen Massenschlägerei. Polizeimützen fliegen umher; die Polizei, die sich in der Minderheit befindet, gerät in Bedrängnis.» 20.47 Uhr, Quai-Brücke: «Die Demonstranten versuchen ganz offensichtlich, die Polizei einzukreisen. [...] Es fliegen die ersten schweren Wurfgeschosse, vor allem Pflastersteine, aber auch Flaschen.» 21.15 Uhr, Limmatquai: «Mit Latten und Wurfgeschossen bewaffnete Jugendliche marschieren auf die Polizei los, diese schlägt den Angriff zurück.» 21.30 Uhr: Mehrere Polizisten und Feuerwehrleute, die von Steinen oder Metallstücken am Kopf getroffen wurden, werden von der Sanität abtransportiert. 21.55 Uhr: «Polizei und Feuerwehrleute sind auf der Quai-Brücke eingekreist. Auf beiden Seiten der Brücke drängen die jugendlichen Demonstranten vor.» 22.55 Uhr: «Ein Polizist wird von einem Stein am Kopf getroffen und schwer verletzt.» 23.02 Uhr: «Polizisten machen von Gummiknüppeln ausgiebigen Gebrauch [...] ein verletzter Demonstrant wird von Polizisten weggetragen.» 0.15 Uhr: «Zwei verletzte Mädchen, die offenbar von Gummiknüppeln getroffen wurden, werden von Demonstranten zur Hauptwache getragen.» 0.20 Uhr, Globus-Provisorium: «Sturmangriff der Polizei mit gezogenen Gummiknüppeln, Demonstranten skandieren «Nazi, Nazi.»» 3.00 Uhr: «Auf dem Bahnhofplatz lichten sich die Reihen.»

Die Bilanz der Krawallnacht gemäss der Zeitung *Der Bund*: Sechzehn Ordnungshüter und neunzehn Zivilisten mussten hospitalisiert werden; ein Sechsjähriger verstarb auf dem Weg ins Unispital in einer Ambulanz, die trotz Martinshorn und Blaulicht von den Demonstranten beim Bellevue gestoppt wurde; 169 Personen wurden vorübergehend verhaftet. Ein linker Politiker, der als Kritiker der Polizei bekannt war, wurde von Passanten verprügelt.

Wie später durchsickerte, wurden einige Verhaftete im Untergeschoss des Globus-Pro-



«Das war die Blutnacht»: Globus-Krawall am 29. Juni 1968 in Zürich.

visoriums, wo die Polizei sich vorübergehend eingerichtet hatte, und in der Urania-Hauptwache von aufgebrachtten Beamten windelweich geprügelt. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Auch das hätte in der Schweiz bis dahin kaum jemand für möglich gehalten. Dreissig Demonstranten wurden später im Zusammenhang mit den Ausschreitungen vor Gericht verurteilt. Bei der Stadtpolizei kam es zu ebenso vielen internen Verwarnungen, die aber keine rechtlichen Konsequenzen hatten. Gerichtlich verurteilt wurde lediglich ein einziger Polizist. Es war Hansjürg Fitzi, der Mann vom Streifenwagen «Limmat 1».

Der Morgen war bereits angebrochen, als «Limmat 1» gegen 5.30 Uhr an den Bürkliplatz gerufen wurde. Hansjürg Fitzi und sein Kollege erwischten den betrunkenen Armin Jecklin in flagranti. Er war gerade dabei, dem monumentalen Stier auf dem Geiserbrunnen die Hoden mit roter Farbe zu bemalen. Während sein Kollege den Tunichtgut fixierte, bis Verstärkung anrückte, war Fitzi bemüht, die Gaffer auf Distanz zu halten. Die übernachtigten Polizisten waren nicht in die nächtliche Gewaltorgie involviert gewesen. Aber sie hatten natürlich mitbekom-

men, was passiert war. Die Nerven lagen blank. Vor diesem Hintergrund trat nun der ahnungslose Hans Jecklin auf den Plan, der Bruder des Verhafteten. Es war ein ganz schlechter Moment.

Der damals 23-jährige Hans Jecklin war ein Kleingewerbler aus dem Kreis 4. Mit den Krawallbrüdern hatte er so wenig am Hut wie sein Bruder. Schlaftrunken war er an jenem Morgen in die Innenstadt gefahren, um Armin zu

21.55 Uhr: «Polizei und Feuerwehrleute sind auf der Quaibrücke eingekreist.»

suchen. Er vermutete diesen in der «Oepfelchammer», wo die Studenten jeweils zechten. Als er am Bürkliplatz vorbeifuhr, erspähte er zufällig seinen Bruder, der mit einem Zylinder auf dem Kopf und einem Farbkübel in der Hand auf dem Stier thronte. Hans Jecklin traf etwa gleichzeitig mit der Stadtpolizei am Ort des Geschehens ein. Er gab sich als Bruder des Betrunkenen zu erkennen und bat, diesen auf die Wache zu begleiten. Doch statt einer Antwort erhielt er, wie ein Blitz aus heiterem Him-

mel, einen heftigen Knüppelschlag mitten ins Gesicht. Dann nahmen die Polizisten gleich beide Brüder mit auf die Wache.

Was Hans Jecklin dort erlebte, sollte ihn noch lange verfolgen. Auf dem Weg in den Arrestraum wurde er von mehreren Polizisten, die er später nicht mehr identifizieren konnte, zusammengeprügelt. Nach einer halben Stunde meldete sich ein Detektiv bei ihm in der Zelle und entschuldigte sich in aller Form. Mittlerweile hatten sich Zeugen gemeldet, welche die Szene beim Stier verfolgt hatten. Der Detektiv bat die beiden Brüder, auf eine Anzeige zu verzichten. Im Gegenzug würde man die Sache mit dem farbverschmierten Stier auf sich beruhen lassen.

«Mauer des Schweigens»

Hans Jecklin wäre wohl auf den Deal eingegangen, hätte er ein paar Tage später nicht zufällig im Café «Odeon» eine Runde Pool gespielt. Freunde empörten sich über seine arg lädierte Visage, sie brachten ihn mit dem Anwalt und SP-Politiker Franz Schumacher zusammen. Dieser erstattete Strafanzeige. Der damals 33-jährige Bezirksanwalt Marcel Bertsch übernahm den Fall. >>>



Späte Versöhnung: Unternehmer Hans Jecklin (l.), ehemaliger Polizist Hansjürg Fitzi, 3. Mai 2018.

Marcel Bertschi, der nach dem Jus-Studium vorerst als Journalist beim *Blick* und später beim SP-Blatt *Volksrecht* gearbeitet hatte, war erst seit zwei Jahren Bezirksanwalt. Anders als die meisten seiner Kollegen hatte er keine Hemmungen, gegen die Polizei zu ermitteln. Bertschi war erschüttert. Er erinnert sich an Jugendliche, auf deren Rücken die Stockhiebe «Fischgratmuster» hinterlassen hätten. Doch im Polizeikorps sei er auf eine «Mauer des Schweigens» gestossen. Die Schläger in Uniform nutzten die Grundregel des Mobs so gnadenlos aus wie ihre Widersacher: Wer im Schutz der Meute zuschlägt, ist juristisch schwer zu fassen. Kein Mensch kann gezwungen werden, sich selber zu belasten. Die Unschuldsvermutung gilt auch für Uniformierte.

Keine Opfer der Gesellschaft

Allen Bemühungen zum Trotz gelang es Bezirksanwalt Bertschi nie, die Prügeleien in der Hauptwache zu klären. Nur einen einzigen Fall konnte er vor Gericht bringen: den Knüppelschlag beim Stier auf dem Bürkliplatz. Am 22. Juni 1970 verurteilte das Bezirksgericht Zürich einen der involvierten Polizisten wegen einfacher Körperverletzung zu fünfzehn Tagen Gefängnis bedingt. Doch wenig später traf ein Schreiben beim Gericht ein: Hansjürg Fitzi gestand, dass man den Falschen verurteilt hatte. Er selber habe den Schlag ausgeführt und könne es nicht ertragen, dass ein Unschuldiger für ihn büsse. Sein Kollege wurde in der Folge freigesprochen, Fitzi zu zehn Tagen Gefängnis bedingt sowie 1400 Franken Schmerzensgeld und Schadenersatz verurteilt.

Wir treffen Hansjürg Fitzi in einem Bergdorf, wo er heute zusammen mit seiner Frau lebt. Den Dienst bei der Stadtpolizei hatte er nach der Verurteilung von sich aus quittiert, er

wechselte zur kantonalen Verwaltung. Ein Entlassungsgrund wäre das Urteil nach damaliger Usanz nicht unbedingt gewesen. Doch bei Fitzi war in jener Krawallnacht etwas unwiderruflich in die Brüche gegangen. Ihm sei auch klargeworden, dass er die Nerven für den undankbaren Job nicht hatte.

Bis zum Globus-Krawall, erinnert sich Fitzi,

Bei Polizist Fitzi war in jener Krawallnacht etwas unwiderruflich in die Brüche gegangen.

sei es gängige Praxis gewesen, dass einer eins «an die Rübe» bekam, wenn er einen Polizisten angriff oder beleidigte. Es sei deshalb nie zu einer Anzeige gekommen, weder gegen Polizisten noch gegen Querulanten. Man habe die Rechnung gleichsam an Ort und Stelle beglichen. Die Polizisten hätten ihre Pappenheimer gekannt, aber auch genau gewusst, wie viel es vertrug. «Wenn es aber zu bleibenden Schäden gekommen wäre», dessen ist sich Fitzi sicher, «dann wäre auch damals ein Polizist von seinen Kollegen nicht gedeckt worden.»

Seinen unmotivierten Knüppelschlag rechtfertigt er damit nicht. Erst recht inakzeptabel waren für Fitzi die Prügeleien gegen Inhaftierte. Da er auf Patrouille war, erfuhr er davon nur «gemäss Hörensagen». Aber er zweifelt nicht daran, dass die Übergriffe stattgefunden haben. Der Polizei habe es an Erfahrung und Ausrüstung gemangelt, man sei schlicht nicht auf eine derartige Eskalation vorbereitet gewesen. Ebenso wenig Verständnis hat er allerdings für die Krawallanten. Aus seiner Sicht ist es Mumpitz, den 68ern eine tiefere politische oder historische Bedeutung zuzuschreiben:

«Es waren wohlstandsverwahrloste Pubertierende, die auf der Strasse gegen ihre Väter rebellierten statt zu Hause.»

Bezirksanwalt Marcel Bertschi schaffte sich mit seinen Ermittlungen bei der Polizei keine Freunde. Im Februar 1971 geriet er zusammen mit seiner Frau und seinem zweijährigen Sohn beim Bellevue völlig unverhofft in eine jener Strassenschlachten, von denen die Stadt Zürich seit 1968 regelmässig heimgesucht wird. Weit von den Demonstranten entfernt, versuchte Bertschi seine Familie hinter den Polizei-Kordon in Schutz zu bringen. Ohne jede Vorwarnung traf ihn plötzlich eine aus naher Distanz gesprühte Ladung Tränengas ins Gesicht. Der damalige Polizeivorsteher Hans Frick eilte zur Stelle, um sich für das «Versehen» persönlich zu entschuldigen und den schreienden Knirps mit einer Tafel Schokolade zu besänftigen. Doch Bertschi glaubt nicht an solche Pannen. Für ihn war es ein Racheakt.

Unbeliebt machte sich der spätere Erste Staatsanwalt Marcel Bertschi in jenen Jahren allerdings auch bei seinen Genossen. Ob Mörder, Pornografen, Rocker, Zuhälter, Drögel oder Demonstranten – Bertschi behandelte sie alle gleich. Und er galt als scharfer Hund. Für die Psychologisierung des Verbrechens, wie es in den siebziger Jahren nicht nur in linken Kreisen Mode wurde, hatte er nur beissenden Spott übrig. Gesetzesbrecher waren für ihn keine Opfer der Gesellschaft, sie gehörten bestraft. In mehreren Anläufen versuchte die SP erfolglos, Bertschi aus der Partei auszuschliessen. Im Jahr 2000 trat er aus eigenen Stücken aus.

Eremit in Kanada

Auch die Gebrüder Jecklin haben inzwischen eine bewegte Karriere hinter sich. Nach dem Abschluss seines Studiums wanderte Armin Jecklin nach Kanada aus, wo er heute als «mathematischer Philosoph» und Eremit in der Wildnis lebt. Hans Jecklin machte im internationalen Glückspiel-Geschäft Karriere. In der Schweiz sind vor allem die von ihm gegründeten Firmen Tivolino und Swiss Casinos bekannt. Heute lebt der 73-jährige Unternehmer im Unruhestand.

Die unverhofften Prügel vom Globus-Krawall sind für Hans Jecklin «nur noch eine Anekdote». Bis heute trifft er sich gelegentlich mit Rechtsanwalt Franz Schumacher, obwohl die beiden politisch das Heu noch nie auf derselben Bühne hatten. Gegen Hansjürg Fitzi hegt er keinen Groll. Ein halbes Jahrhundert nach dem Stockschlag trafen sich die beiden kürzlich zum *handshake*. Für ihn sei es beruhigend gewesen, meint er im Rückblick, dass der Rechtsstaat in seinem Fall funktioniert habe.

Die rotbemalten Hoden des Stiers am Bürkliplatz hat Armin Jecklin übrigens unter Anleitung seines Bruders gereinigt. Die Sache war damit erledigt. ○



Essay

Was die Schweiz mir wert ist

Roche-Präsident Christoph Franz hat kürzlich dargelegt, wie viel seine Firma ohne EU-Rahmenabkommen verlieren würde. Angeblich. Das ist eine etwas enge Sichtweise. Weshalb ich die Sorgen von Herrn Franz nicht teile.
Von Tito Tettamanti

In einem kürzlich erschienenen Interview in der *Sonntagszeitung* spricht Herr Christoph Franz, Verwaltungsratspräsident der Roche, seine Besorgnis darüber aus, dass seine Firma ohne Bilaterale einen dreistelligen Millionenbetrag verlieren würde. Er fordert dazu auf, dass sich die Wirtschaft für das EU-Rahmenabkommen einsetzt.

Die Tatsache, dass er als Verwaltungsratspräsident die Interessen seiner Firma verteidigt, ist seine Pflicht, nichts ist dagegen einzuwenden, noch weniger von einem überzeugten Anhänger des kapitalistischen Systems wie mir.

Was mich stört, ist, dass er und viele andere Wirtschaftsführer in diesen Belangen zum Thema Rahmenabkommen eindimensional ticken. Das Verhältnis zur EU ist kein rein geschäftlicher Export- oder Handelsvertrag. Andere Werte, die sich nicht in Franken ausdrücken lassen, die schwierig zu bewerten sind, die ich aber als wertvoller betrachte und die mit der Essenz der Schweiz zu tun haben, kommen ins Spiel. Ich verstehe, dass meine Gefühle von einigen Multikulti-Intellektuellen als nicht modern und nicht zukunftsfruchtig betrachtet werden, ich respektiere die Meinung aber und verlange gleichwohl Respekt für einen Standpunkt wie den meinen, den viele Schweizer teilen.

Überbewertung der Bilateralen

Herr Franz muss sich keine Sorgen machen über den Einsatz der Wirtschaft zugunsten des EU-Rahmenabkommens. Der ist bereits massiv, und die Branchenvereinigung Interpharma, die er gut kennt, hat soeben eine Umfrage bezahlt, die beweisen sollte, dass die Cassis-EU-Strategie auf Zustimmung stösst. Solche Umfragen stimmen mich immer skeptisch, und die Unvollständigkeit der gestellten Fragen in diesem Fall will ich hier nicht kommentieren. Die Angstkampagne mit Unterstützung von Economiesuisse und Flankierung durch die NZZ sowie Exponenten des Freisinns ist schon seit einiger Zeit im Gang und hat bereits Erfolge in der Überbewertung der Bilateralen erzielt und viele Schweizer verunsichert.

In einer nicht allzu fernen Zukunft werden wir in der Schweiz über das Thema EU abstimmen. Da das Thema unsere Gefühle und unsere Leidenschaft berührt und keiner von uns die Zukunft und all die Unwägbarkeiten in den europäischen Staaten kennt, wird bei einer

solchen Abstimmung jegliche enggefassete Rationalität dem Herz- und Bauchgefühl Platz machen.

Und das wird von unseren ausländischen Freunden nicht verstanden. Wenn ich Deutscher wäre, würde ich wohl ein Anhänger der EU sein. Kein Land hat so viel Einfluss in Brüssel, so viele hohe Bürokraten, so viel Autorität



Spielchen: Roche-Chef Christoph Franz.

wie Deutschland. Gewiss, die Thesen von Professor Hans-Werner Sinn sind gut begründet, aber schwierig zu bestreiten ist die Tatsache, dass der Euro eine grosse Stütze für die deutschen Exporte gewesen ist. Nicht zu vergessen ist auch die geschickte Strategie der USA, den Erzfeind des letzten Weltkrieges in den besten Alliierten in Europa umzuwandeln und ihn wieder salonfähig zu machen – zuerst via Montanunion, nachher via EU. Ich habe das Privileg genossen, zweimal im kleinen Kreis Herrn Kohl zu treffen, und war beeindruckt von seiner Leidenschaft und Überzeugungskraft, als er von einem «europäischen Deutschland» anstatt einem «deutschen Europa» sprach.

Als Italiener wäre ich ein enthusiastischer Europäer, um Südtalien in ein Südeuropa zu verwandeln und in der Hoffnung, dass die EU früher oder später meine Staatsschulden begleicht. Die Hoffnung der Franzosen (de Gaulle, Monnet usw.), mittels der EU weiter die Rolle einer «Grande Nation» zu spielen, ist bekannt, und Spuren davon finden wir in der Politik Macrons.

Aber wir sind Schweizer, und was für die anderen gilt, gilt nicht für uns. Grob ausgedrückt, hegen wir andere Interessen, wir haben das Glück und den Vorteil, in einer direkten Demokratie zu leben, nicht überschuldet zu sein, und als Egoist fürchte ich, dass wir bei einer Bindung an die EU die Schulden der anderen zu begleichen hätten. Wir wollen nicht, dass unter dem Mantel geschäftlicher Interessen eines Teils der Wirtschaft unsere Werte geopfert werden.

Warum die Öffentlichkeit erschrecken?

Der dreistellige Millionenbetrag, den Roche ohne Rahmenabkommen verlieren würde, berührt mich nicht. Alles ist relativ, und bei einer Marktkapitalisierung von 193 Milliarden Franken, einem Jahresumsatz von 53 Milliarden, einem Konzerngewinn in der Nähe von 9 Milliarden sind für die Firma ein paar hundert Millionen nicht schicksalsträchtig.

Die Roche-Aktien haben im Jahr 2018 ungefähr 9 Prozent ihres Börsenwerts eingebüsst, also eine Milliardensumme, die ein beträchtliches Vielfaches einer dreistelligen Millionensumme darstellt. Als Roche-Aktionär teile ich mit der Firma andere Sorgen. Bekanntlich haben die Produkte Avastin, Herceptin, Rituxan (die 40 Prozent des Umsatzes entsprechen) den Patentschutz verloren, und die Führerschaft von Roche in der Onkologiebranche wird durch Konkurrenten bedroht. Ich vertraue darauf, dass für eine alteingesessene Firma, die in der Vergangenheit Führungspersönlichkeiten wie einen Fritz Gerber und einen Franz Humer gehabt hat und bei der eine Familie als Kontrollaktionärin für Stabilität bürgt, die Übergangsperiode zu meistern ist. Industrieller zu sein, ist kein Kinderspiel, die Probleme, speziell in der Krisenphase, sind anstrengend.

Ich wünsche Herrn Franz viel Erfolg, aber er sollte nicht das Spielchen versuchen, mit dem Gerede von Verlusten wegen des EU-Rahmenabkommens die Öffentlichkeit zu erschrecken.

Meinerseits erlaube ich mir, eine Frage an die Wirtschaftskapitäne zu stellen: Sind einige hundert Millionen Franken für die Werte, die all die Erfolge und den Wohlstand der heutigen Schweiz ermöglicht haben, wirklich ein zu hoher Preis?

Tito Tettamanti ist Financier in Lugano.

Habt ein Herz für Insekten

Verschwinden Käfer, Wespen, Motten und Fliegen? Eine deutsche Studie geht von einem dramatischen «Insektensterben» aus. Die Solidarität mit den Sechsfüßlern hält sich jedoch in Grenzen. Das zeigen auch die Vorstöße im Nationalrat. *Von Peter Keller*



Bienen – die Delfine unter den Insekten.

Nun also die Insekten. Nach den Orang-Utans, den Narwalen und den Gletschern sollen jetzt offenbar auch das Marienkäferchen und seine Freunde vom Aussterben bedroht sein. Krefelder Hobby-Entomologen hatten in verschiedenen Naturschutzgebieten Deutschlands 27 Jahre lang Insekten gefangen, sie gezählt, bestimmt und gewogen. Zusammen mit der niederländischen Radboud-Universität wurden die Zahlen ausgewertet. Das dramatische Ergebnis: Die Biomasse habe sich in dieser Zeitspanne um über 75 Prozent verringert.

Seither schwirrt uns das Thema medial und politisch um die Ohren. «Das stille Sterben», titelt der *Beobachter*, «Ohne Insekten bricht alles zusammen», warnt die *Zeit*, «Müssen wir bald ohne Obst auskommen?», fragt die Gratiszeitung *20 Minuten* bange. Es gibt allerdings auch Gegenstimmen. Die *Basler Zeitung* misstraut den wissenschaftlichen Grundlagen der deutsch-holländischen Studie.

So wurden offenbar an keinem einzigen Standort durchgehend Proben genommen: «Am Standort mit den häufigsten Messungen war nur in insgesamt vier Jahren eine Falle aufgestellt worden. Umgekehrt war an der Mehrheit der Standorte (37 von 63) nur ein einziges Mal eine Falle aufgestellt worden, an 20 weiteren Orten nur zweimal.»

Mehr Feldforschung!

Auch die Resultate schwanken von Jahr zu Jahr stark. Der Statistiker Walter Krämer, Professor an der Technischen Universität Dortmund, kritisiert: «Hätte man das Jahr 1991 statt 1989 als Anfangspunkt gewählt, dann wären es statt 76 Prozent weniger nur etwa 30 Prozent weniger gewesen.» Für den Insektenforscher Daniel Burckhardt, früherer Lehrbeauftragter an der Universität Basel und Konservator für Entomologie am Naturhistorischen Museum, «bringt es wenig und ist es zu einfach», diese Studie methodisch zu hinterfragen. Er ist überzeugt, dass auch in der Schweiz ein ähnlicher Rückgang feststellbar wäre.

Burckhardt bedauert, dass in der Biologie heute molekulare Techniken bevorzugt würden, auf Kosten der organischen Biologie. Mittlerweile fehle es schlicht an entsprechendem Fachwissen, an Personen mit einer guten Ausbildung in Artenkenntnis. Er plädiert für mehr Feldforschung, damit in bestimmten Gebieten der Bestand von Tierarten systematisch – faunistisch – erfasst und über Jahre dokumentiert werden kann. Die Hauptgründe für das

Insektensterben sieht Burckhardt im Bevölkerungszuwachs – er spricht von «Überbevölkerung» – und der damit verbundenen intensivierten Landwirtschaft, der Beanspruchung von mehr Wohn- und Erholungsflächen.

Zum Fressen gern

Im Nachgang der medialen Berichte wurde auch die Schweizer Politik aktiv. Der Obwaldner CSP-Nationalrat Karl Vogler forderte in der Frühjahrssession ein nationales Monitoring. «Ohne Insekten sind funktionierende Ökosysteme, welche die lebensnotwendigen Leistungen wie Gesundheit und Ernährung für unsere Gesellschaft erbringen, nicht möglich», ist der Bergbauernsohn überzeugt. Dass sich die Entwicklung noch stoppen lasse, bezweifelt Hannes Baur, Kurator für Insekten am Naturhistorischen Museum Bern: «Insekten haben einfach keine Lobby.»

Mit dieser Feststellung sticht der Insektenkundler sozusagen ins realpolitische Wespennest. Wirklich erfolgreich lobbiierte in Sachen Insekten zuletzt die grünliberale Nationalrätin Isabelle Chevalley. Sie mag die kleinen Sechsfüssler so sehr, dass sie den Bundesrat dazu brachte, Mehlwürmer, Grillen und Wanderheuschrecken neu als Lebensmittel in der Schweiz zuzulassen. Die Waadtländerin sieht darin ökologische Vorteile: Insekten sind wertvolle und vor allem effektive Proteinlieferanten.

Zehn Kilogramm Nahrung ergeben neun Kilo Mehlwürmer, jedoch nur ein Kilo Rind.

Gute Insekten, schlechte Insekten. Tatsächlich lösen eher Schädlinge, oder was man dafür hält, politische Vorstösse aus. Der Genfer CVP-Nationalrat Guillaume Barazzone reichte 2014 ein Postulat ein, worin er den Bundesrat aufforderte «die Ausbreitung der Bettwanzen in der Schweiz koordiniert zu bekämpfen». Bei der Behandlung im Parlament war Barazzone allerdings abwesend, und der zuständige

Gute Insekten, schlechte Insekten. Tatsächlich lösen eher Schädlinge politische Vorstösse aus.

Bundesrat Alain Berset meinte lapidar, er sehe keine Notwendigkeit, einen Bericht über Bettwanzen zu verfassen.

Erfolgreicher war der Zuger Nationalrat und Präsident des Obstverbandes, Bruno Pezzatti. Bei ihm war die Kirschessigfliege das Insekt des Anstosses. Sie befällt Kulturen kurz vor der Ernte der reifen Früchte. Die Motion wurde in beiden Räten ohne Gegenstimmen angenommen. Nun liegt es am Bundesrat, «nachhaltige Bekämpfungsstrategien» (Pezzatti) gegen die aus Südostasien stammende *Drosophila suzukii* zu entwickeln.

Bettwanzen, Wespen, Stechmücken, Silberfischchen: Die meisten Insekten zählen nicht wirklich zu den Sympathieträgern der hiesigen Fauna. Dazu kommt ein archaischer Ekel vor Wesen, die dem Menschen in seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung maximal weit entfernt stehen, wie der tschechische Philosoph Vilém Flusser erkannt hat. Immerhin gibt es Schmetterlinge und Bienen. Letztere sind die Delfine unter den Insekten, alle mögen sie, man bewundert ihren Fleiss, sieht ihren Nutzen als Bestäuber, erfreut sich am Gesumme und am Honig, den sie produziert, und netterweise sticht sie auch nur in Notfällen.

Der Schweizer Regisseur Markus Imhoof widmete den bedrohten Bienen einen vielbeachteten Dokumentarfilm («More than Honey») und Oskar Freysinger einen Umweltroman («Wabers Schwarm»). Noch im Nationalrat, wollte der Walliser SVP-Politiker den 1. März zum «Tag der Biene» ausrufen, um die Bevölkerung für die Folgen des Bienensterbens «zu sensibilisieren». Sein Vorstoss scheiterte. Auch die BDP lehnte damals das Vorhaben ab, ein Jahr später stieg die Partei mit Bienenplakaten in den Wahlkampf. Eines zeigte eine Wabe voller Arbeitsdronen und dazu den Slogan «Für Frauenpower». Offenbar übertrug sich das Bienensterben auf die kleine Mitteartei: Sie verlor bei den letzten Nationalratswahlen zwei ihrer neun Parlamentssitze. ○



Vorteil Kia 4x4 Power



SPORTAGE
4x4 ab CHF 30'950.-*



SORENTO
4x4 aut. ab CHF 41'750.-



The Power to Surprise

7 JAHRE KIA GARANTIE

Abgebildetes Modell: Kia Sportage GT-Line Style 1.6 T-GDI 4x4 aut. mit 7-Stufen-Automatik DCT (Doppelkupplungsgetriebe) (inkl. Optionen: GT-Line-Pack CHF 5'000.-, Panoramaglasdach CHF 1'750.- und Metallic-Lackierung CHF 750.- = CHF 7'500.-) (CHF 45'450.- abzüglich Sonderprämie von CHF 1'500.-) CHF 43'950.-, 7.5 l/100 km, 175 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse G, CO₂-ETS 40 g/km, Kia Sportage Trend 1.6 T-GDI 4x4 man. (*CHF 31'950.- abzüglich Sonderprämie von CHF 1'000.-) CHF 30'950.-, 7.6 l/100 km, 177 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse G, CO₂-ETS 40 g/km. Die Aktion ist gültig auf gekennzeichnete Fahrzeuge bis 30.6.2018 oder solange Vorrat. Abgebildetes Modell: New Kia Sorento GT-Line Style 2.2 CRDi 4x4 aut. mit 8-Stufen-Automatik 5-Plätzer (inkl. Optionen: GT-Line-Pack CHF 3'950.-, Panoramaglasdach CHF 1'750.- und Metallic-Lackierung CHF 850.- = CHF 6'550.-) CHF 61'500.-, 6.5 l/100 km (Benzinäquivalent 7.4 l/100 km), 170 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse F, CO₂-ETS 29 g/km, New Kia Sorento LX 2.2 CRDi 4x4 aut. mit 8-Stufen-Automatik CHF 41'750.-, 6.2 l/100 km (Benzinäquivalent 7.1 l/100 km), 164 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse F, CO₂-ETS 28 g/km. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 133 g CO₂/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.). CO₂-ETS = CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung.


NEW PICANTO


NEW RIO


NEW STONIC


SOUL EV


VENGA


CEE'D


CEE'D SPORTSWAGON


CARENS


NEW OPTIMA PLUG-IN HYBRID


NEW NIRO


NEW STINGER



Mehr Auto fürs Geld www.kia.ch Kia Motors AG, 5745 Safenwil, 062 788 88 99

70 Jahre Israel: Alltag zwischen Krieg und Hoffnung

Sechs junge Israelis sagen, wie sie sich die Zukunft in ihrem schwierigen Land vorstellen.

Von Pierre Heumann und Amit Shabi (Bilder)

Klima der Unsicherheiten: Jerusalem.

Als am 14. Mai 1948 der Staat Israel ausgerufen wurde, meinten viele, dass er nicht alt werden würde. Siebzig Jahre und ein Dutzend Kriege später gibt es das Land immer noch. Doch die Existenz Israels bleibt gefährdet. Neben der äusseren Bedrohung belasten zahlreiche interne Konflikte den inneren Frieden. Die *Weltwoche* wollte von jungen Israelis wissen, wie sie ihre eigene und die Zukunft Israels in diesem Klima der Unsicherheiten sehen.

Neues Bewusstsein

Daphni Leef, 32,
Videokünstlerin in Tel Aviv

Vor sieben Jahren war Daphni Leef im ganzen Land bekannt, und auch weltweit sorgte sie für Schlagzeilen. Um gegen die Wohnungsnot zu protestieren, stellte sie mitten in Tel Aviv, auf dem Rothschild-Boulevard, wo sie fortan leben wollte, ein Zelt auf. Sie war mit dem Wohnungsproblem nicht allein. Im Nu schlossen sich ihr Tausende von jungen Menschen an, die ebenfalls keine bezahlbare Bleibe fanden. Sie liessen sich auf dem Boulevard nieder, und in kürzester Zeit habe die elegante Promenade mit den alten Baumbeständen zum chaotisch aussehenden Zentrum der Protestbewegung mit nationaler Ausstrahlung mutiert, erinnert sich Daphni: Die Zeltstadt habe damals aus 600 Einheiten bestanden. «Wir verdienten weniger und bezahlten mehr», bringt sie den Grund für die Popularität der rasch anwachsenden Protestbewegung auf den Punkt. Letztlich ging es nicht bloss um die unerschwinglichen Wohn-



Optimistisch: Daphni Leef.

kosten, sondern auch um die zunehmende Kluft zwischen Arm und Reich.

Inzwischen ist es um Daphni Leef ruhig geworden. Die Protestbewegung hat längst an Schwung verloren. Ihre Erfahrungen hat sie in einem Dokumentarfilm festgehalten. Obwohl sich die wirtschaftliche Lage der «kleinen Leute», für deren Interessen sie damals einstand, seither nicht markant verbessert hat, ist die Aktivistin heute stolz: «Dank uns kamen wirtschaftliche und gesellschaftliche Themen auf

die Tagesordnung der Politik.» In einem Land, das von Krieg zu Krieg und von Krise zu Krise eile, sei das doch ein beachtenswertes Resultat. «Und das neue Bewusstsein um die Relevanz sozialer Fragen stimmt mich optimistisch für die Zukunft unseres Landes», sagt Leef.

Orthodox, aber modern

Kobi Hershberg, 32,
Pressefotograf in Jerusalem

Eigentlich müsste der ultraorthodoxe Kobi Hershberg mit seinen 32 Jahren längst verheiratet sein, mindestens ein halbes Dutzend Kinder haben und nichts anderes tun als die Thora studieren. Aber Kobi hat einen Job, ist ledig – und er hat immer noch keinen Nachwuchs.

Kobi ist Fotojournalist und arbeitet für ein einflussreiches Internetportal, das News aus der Welt der Charedim verbreitet. In Mea Shearim, dem traditionellen Wohnquartier der Ultraorthodoxen in Jerusalem, wo Schläfenlocken, ein grosser schwarzer Hut und ein dichter Bart zum Männer-Look gehören, fällt Kobi auf. Er begnügt sich mit einer schwarzen Kippa, sein Bart ist getrimmt. Und obwohl er weiss, dass Ultraorthodoxe es nicht sonderlich schätzen, wenn man ein Bild von ihnen macht, trägt er seine Kamera, sein Arbeitsinstrument, offen zur Schau.

Kobi gehört zur wachsenden Gruppe der «modernen Orthodoxen», die sich von der Umwelt nicht länger abkapseln wollen. Mehr als 40 Prozent der Ultrafrommen benutzen das einst pauschal verpönte Internet. «Innerhalb

der von der Religion gesetzten Grenzen beeinflusst das Silicon Valley zunehmend die Welt der Charedim», sagt Kobi und meint: «Wir nutzen die neuen technischen Möglichkeiten. Aber wir errichten Mauern, um uns vor unheilvollen Informationen abzuschirmen.» So sei ein Smartphone mit Internetzugang durchaus gestattet, wenn es über eine Netzsperrung verfüge,



«Koschere Handys»: Kobi Hershberg.

die Erlaubtes von Unerlaubtem trennt. Gegen Zugriffe auf Navigations-Apps oder Fahrpläne sei nichts einzuwenden. Aber Porno-Sites sind bei «koscheren Handys» gesperrt.

Die Ultrafrommen machen derzeit rund 12 Prozent der Bevölkerung aus. In diesem Segment, schätzt Kobi, betrage der Anteil der liberalen Charedim rund 15 Prozent. Der wachsende Einfluss zeige sich bereits am Strassenbild, so Kobi. Es würden immer mehr Restaurants auf die Bedürfnisse des wachsenden Kundensegmentes Rücksicht nehmen, das aus den modernen Frommen bestehe.

Sprung in die Moderne

Eyayue (Yayu) Avraham, 35,
Autor und Dozent in Tel Aviv

Als Yayu beim Anflug die Lichter von Tel Aviv sah, war er überwältigt. Im Heiligen Land, daran hatte der Zwölfjährige keinen Zweifel, würde er endlich nicht nur seine Mutter wiedersehen, die in einem Flüchtlingslager im Sudan gestorben war, als er sechs Jahre alt war. Auch würde er zum Tempel in Jerusalem eilen und sich pausenlos daran freuen dürfen, dass hier im irdischen Paradies alle rein und gesund seien.

«Ich machte damals den Sprung aus einem mittelalterlichen afrikanischen Dorf in die

Moderne», erinnert sich Yayu heute. Seine Gemeinschaft, die schwarzen äthiopischen Juden, «Beta Israel» (Haus Israel), lebten während Jahrhunderten in der Bergregion von Gonder – «seit der Zeit, als die Königin von Saba in Äthiopien lebte», meint Yayu.

Nach einer harten Landung in der neuen Heimat lernte er nicht nur Hebräisch, sondern vor allem auch, sich in der fremden Welt einzuordnen. Mit dem dreijährigen Armeedienst würde ihm die Integration definitiv gelingen, so hoffte er und liess sich bei den Fallschirmspringern einteilen. «Doch nach den drei Jahren Armee stand ich wieder vor dem Nichts», sagt Yayu, «ich hatte weder eine Wohnung noch einen Job.»

Längst weiss er natürlich, dass sein Bild vom Gelobten Land völlig wirklichkeitsfremd war. Einige Äthiopier haben es zwar geschafft, sich im westlichen Israel zurechtzufinden. Unter den rund 130 000 schwarzen Juden, die inzwi-

«Heute morgen
haben wir Schüsse gehört,
und ich geriet in Panik.»

schen in Israel leben, seien 3000 Akademiker, darunter auch fünfzehn Ärzte, mehrere Journalisten, 1200 Polizisten und Sozialarbeiter. «Aber die meisten von uns werden aufgrund unserer Hautfarbe diskriminiert», ist Yayu überzeugt.

Inzwischen hat er geheiratet – eine äthiopische Jüdin, mit der er zwei Kinder hat. Seine Frau hat eine feste, ordentlich bezahlte Stelle bei der Armee, wo sie einem Ärztekorps vorsteht. Yayu trägt mit Vorträgen über seine abenteuerliche Flucht aus Äthiopien zum



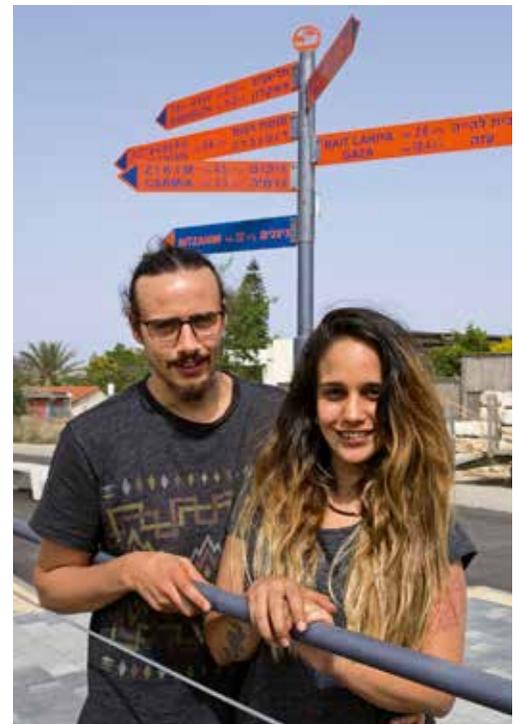
Abenteuerliche Flucht: Eyayue Avraham.

Unterhalt bei, zudem mit dem Verkauf seines Buches, in dem er seine Odyssee beschreibt. «Mein nächstes Ziel ist es, darüber einen Film zu drehen», sagt er.

Leben in der Kriegszone

Eden Firuz, 27, und Tair Bella Vanunu, 27,
Cannabis-Züchter in Netiv Haasara

Das sie in der landwirtschaftlichen Genossenschaftssiedlung Netiv Haasara direkt an der Grenze zum Gazastreifen bei einer Kriegszone leben, sieht man den beiden zunächst nicht an. Sie sitzen gemütlich auf der



«Routine»: Eden Firuz und Tair Bella Vanunu.

Veranda ihres Hauses und geniessen bei gefühlten 40 Grad die Mittagsruhe. Aber die Idylle täuscht. «Heute morgen haben wir Schüsse gehört», sagt Tair Bella, «und ich geriet in Panik.» Ein Zaun und eine Mauer sollen zwar Eindringlinge abhalten. Aber wenn sie im Haus ein Geräusch höre, denke sie immer, dass Terroristen ein Attentat planen würden.

Tair Bella lebt in ständiger Anspannung. Stunden vor unserem Treffen hatte ein palästinensischer Feuerdrachen Felder in Brand gesteckt. Im vergangenen Jahr wurde unweit von Netiv Haasara ein Terror-Tunnel entdeckt. Palästinensische Dschihadisten hatten ihn angelegt, um israelische Dörfer zu attackieren. Von der Veranda aus ist der Bohrturm, der den Terror-Tunnel vernichten soll, deutlich zu sehen. «Das alles ist Teil der Routine», sagt Eden gelassen und beruhigt seine Freundin, die kürzlich aus dem Landesinnern zu ihm gezogen ist und sich noch nicht an die lauernden Gefahren gewöhnt hat.

Eden wurde im Militärdienst schwer verletzt, litt danach unter chronischen Rücken-



«Ich lasse mich nicht vertreiben»: Reut Cohen.

schmerzen und Schlafstörungen. «Besserung trat erst ein, als mir die Ärzte Cannabis verschrieben», sagt er und meint: «Darauf fasste ich den Entschluss, ins Cannabisgeschäft einzusteigen.» Die Marktchancen seien gut: Seit ein paar Wochen ist Cannabis in israelischen Apotheken gegen ein Rezept erhältlich, und die Branche hofft nun auf den Verkauf im Ausland. Eden züchtet deshalb Cannabis-Samen, pflanzt an, und er knüpft Kontakte zu Pharmafirmen.

Ob er denn hier an der Grenze zu Gaza eine Chance sehe, Cannabis anzupflanzen und mit Tair Bella eine Familie zu gründen, fragen wir Eden, während zwei schwerbewaffnete Soldaten am Haus vorbeiziehen, die das Dorf rund um die Uhr bewachen. Er habe Hoffnung, dass sich die Lage bald beruhigen werde, meint Eden, «denn auch für die Palästinenser auf der anderen Seite des Zauns ist die Lage ja alles andere als gut». Israelis und Palästinenser, sagt er dann aber, «verhalten sich wie ein Paar, das sich gegenseitig auf die Nerven geht und nicht mehr dialogfähig ist.» Es hätten sich schon unzählige Politiker und Experten aus der ganzen Welt bemüht, diesen Konflikt endlich und ein für alle Mal zu lösen. «Aber nur wir, die wir hier leben, können unsere Probleme lösen», sagt Eden. Ob er daran glaube, fragen wir ihn. Seine Antwort ist illusionslos: «Sobald wir unser erstes Kind haben, ziehen wir ins Landesinnere.»

Feindliche Nachbarn

Reut Cohen, 30,
Wirtin in Jerusalem

Der Riss im Fenster ihres Restaurants sei ein Symbol für ihren Kampf gegen die Orthodoxen, empfängt uns Reut, die zusam-

men mit ihrer Lebenspartnerin Romina das Restaurant «Diner R&R» im Zentrum von Jerusalem führt. «Seit drei Monaten führen die Ultrafrommen einen Abnutzungskrieg gegen uns», sagt Reut. Sie schlagen nicht nur Scheiben ein, sie vergehen sich auch am Rauchabzug oder am Warmwasserboiler. «Ich musste das Lokal deswegen schon mehrmals schliessen und das Personal nach Hause schicken», sagt Reut.

Den Zorn der Frommen zieht die Wirtin aus zwei Gründen auf sich. Erstens lebt und arbeitet Reut in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft. Dass zweitens im Restaurant der beiden Lesben Schweinefleisch serviert wird, ist für die radikal Frommen ebenfalls unerträglich.

Als ehemalige Soldatin in einer Kampfeinheit der israelischen Armee wäre Reut wohl in der Lage, sich aus eigener Kraft zur Wehr zu setzen. Aber sie wählt den Rechtsweg. Mehrmals hat Reut bei der Polizei wegen Sachbeschädigung Klage eingereicht und zahlreiche Beweismittel präsentiert. Doch die Polizei verfolgte

«Die Polizei hat Angst, sich mit den Ultraorthodoxen anzulegen.»

die Sache nie weiter. «Die Polizei hat Angst, sich mit den Ultraorthodoxen anzulegen», vermutet Reut. Dafür hat sie null Verständnis. Schliesslich sei Israel das Land, wo Juden frei leben könnten: «Dazu gehört das Recht jedes Einzelnen, das zu essen, was er will.»

Wegziehen in ein anderes Quartier kommt für sie aus Prinzip nicht in Frage: «Ich lasse mich nicht vertreiben.» Zumal sie von einer breiten, liberal gesinnten Kundschaft Unter-

stützung erfahre – was auch schon mal zu Solidaritätsdemonstrationen vor dem «Diner R&R» geführt habe. «Dass die säkularen Kräfte in unserer Gesellschaft zu uns stehen, gibt mir Kraft und Zuversicht», sagt Reut. Und verschwindet wieder in der Küche. <

Spiele für den Frieden

Zaki Djemal, 30,
Venture-Capitalist

Sein Grossvater, ein syrischer Kaufmann, der in den dreissiger Jahren nach Thailand ausgewandert war, spielte in Bangkok mit den ägyptischen und iranischen Botschaftern Backgammon. Schesch Besch war ihre gemeinsame Sprache. Mit Hilfe der Tradition



Liederabende für Juden und Araber: Zaki Djemal.

des alten Brettspiels aus dem Mittleren Osten will Zaki Djemal jetzt die tiefe Kluft zwischen Juden und Palästinensern überwinden, zumindest in Jerusalem. Deshalb organisiert er Schesch-Besch-Turniere; 6000 Menschen haben im vergangenen Jahr daran teilgenommen – Juden und Muslime, Israelis und Palästinenser.

Djemal, der in den USA Verhaltensökonomie studiert hat und jetzt einen Risikokapitalfonds managt, glaubt nicht an den grossen Wurf von Friedenspolitikern. Er organisiert deshalb neben Schesch-Besch-Wettbewerben Liederabende für Juden und Araber und kümmert sich um die Lösung von Parkplatzproblemen für Muslime, die zum Freitagsgebet in die Moschee fahren. Djemal ist überzeugt: «Solche kleinen und schnell realisierbaren Verbesserungen sind die Voraussetzung für Friedenshoffnungen in der Region.» ○

Glanz und Elend der Tüchtigkeit

Von Thilo Sarrazin — Die deutsche Wirtschaft ist für den Euro zu stark. US-Präsident Trump beklagt «unfaire Handelspraktiken». Die Lösung wäre einfach.



Deutschland verkauft sich zu billig: 2017 betrug der Leistungsbilanzüberschuss der deutschen Volkswirtschaft 262 Milliarden Euro, das sind 8,4 Prozent des deutschen Brutto-

inlandprodukts. Das deutsche Nettoauslandvermögen wuchs auf über 1,8 Billionen Euro an und brachte Nettoerträge von über 60 Milliarden Euro. Im Aussenhandel gab es einen Überschuss von 244 Milliarden Euro.

Ohne die Mitgliedschaft in der Euro-Zone hätte die deutsche Währung längst aufgewertet. Deutschland könnte seine Waren teurer verkaufen, und Reisen in die Schweiz wären billiger. Die europäische Währung wirkt für Deutschland wie die unterbewertete D-Mark in den sechziger und siebziger Jahren. Die deutsche Wirtschaft ist für den Euro einfach zu stark. Da niemand auf den Euro verzichten will, müssen unsere Partner in der Währungsunion halt grummeln und leiden, Strafzölle können sie ja nicht einführen. Die internen Ungleichgewichte bestimmen den expansiven geldpolitischen Kurs der Europäischen Zentralbank, was immer wieder zu Forderungen nach einer «gerechteren Lastenteilung» in der Währungsunion führt: Deutschland soll mehr zahlen. Finanzminister Schäuble hat hier tapfer widerstanden. Der neue SPD-Finanzminister Olaf Scholz hat sich noch nicht endgültig positioniert.

Deutsche lieben iPhones

Ohne den Euro wäre auch der deutsche Aussenhandelsüberschuss gegenüber den USA wesentlich kleiner. 2017 wurden aus Deutschland Waren im Wert von 111 Milliarden Euro in die USA exportiert, der Import aus den USA lag aber nur bei 61 Milliarden. Deutschland hatte schon immer einen Überschuss im Warenhandel mit den USA, aber seit 2011 hat er sich auf 50 Milliarden Euro im Jahr verdoppelt. Deutsche lieben das iPhone und viele andere amerikanische Hightech-Produkte. Aber noch grösser ist die Liebe der Amerikaner zu deutschen Autos sowie zu Produkten des Maschinenbaus und der Elektrotechnik. Auf diese drei Sektoren entfallen 42 Milliarden Euro des Aussenhandelsüberschusses mit den USA.

Auch China, Japan und Korea haben traditionell hohe Aussenhandelsüberschüsse mit den USA, ebenso die Schweiz. Donald Trump be-

klagt seit seiner Wahl zum amerikanischen Präsidenten «unfaire Handelspraktiken» und hat dabei insbesondere die deutsche Autoindustrie im Visier. Bisher konnte Trump noch nicht erklären, worin die Unfairness bestehen soll. Es geht vielmehr um einen Wettbewerb der Tüchtigen: Während General Motors Opel verkauft hat und sich praktisch aus Europa zurückzieht und Ford in Europa Marktanteile verliert, exportieren deutsche Autofirmen mittlerweile aus ihren Fabriken in den USA mehr Autos als amerikanische Autobauer. So ist der Markt. Umgekehrt setzt Amazon auch in Deutschland den Einzelhandel mächtig unter Druck, und Telefone von Siemens gibt es längst nicht mehr.

Seit einigen Monaten droht Trump der EU und China mit Strafzöllen auf Stahl und Alumi-



So ist der Markt: Merkel, Trump.

nium, die EU kündigte Vergeltungsmassnahmen auf landwirtschaftliche Produkte an. Trump erhöhte den Einsatz mit der Drohung, auch Autoexporte in die USA mit Strafzöllen zu belegen. Das würde vor allem die Deutschen treffen. So standen die Dinge, als Ende April zunächst Präsident Macron und dann Bundeskanzlerin Merkel zu Gast bei Trump waren. Ihre Gespräche blieben ohne greifbares Ergebnis.

Das von Trump gezeichnete Drama wird durch konkrete Zahlen nicht bestätigt: Zwar ist das Leistungsbilanzdefizit der USA mit 466 Milliar-

den Dollar, absolut gesehen, sehr hoch. Das sind aber nur 2,4 Prozent des amerikanischen Bruttoinlandprodukts (BIP), da muss sich Grossbritannien mit 4,1 Prozent oder die Türkei mit einem Leistungsbilanzdefizit von 5,5 Prozent des BIP wesentlich mehr Sorgen machen. Rekordhalter beim Leistungsbilanzüberschuss ist übrigens die Schweiz, er lag 2017 bei 9,8 Prozent des BIP. Wenn die Wirtschaft exportstark ist und die Menschen sparsam sind, scheint auch die Aufwertung der eigenen Währung kaum zu helfen.

Zwei Fliegen mit einer Klappe

Deutschland könnte den amerikanischen Präsidenten besänftigen, indem es mehr Waren aus den USA bezieht. Listig erinnerte Trump die Bundeskanzlerin an das uneingelöste Versprechen, die deutschen Verteidigungsausgaben schrittweise auf 2 Prozent des BIP zu erhöhen. Gegenwärtig sind es 1,1 Prozent. Beim Fall der Mauer waren es noch 3 Prozent gewesen. Damals hatte die Bundeswehr 460 000 Soldaten, heute sind es noch 180 000. Das westdeutsche Heer bestand aus 12 Divisionen mit 36 Brigaden. Heute hat das Heer in Gesamtdeutschland noch 7 Brigaden, die bis 2032 (!) wieder auf 10 Brigaden aufwachsen sollen, so die derzeitige Planung. Aber einsatzbereit ist diese klein gewordene Truppe nicht. Von ihrem Etat von 31 Mrd. Euro gibt die Bundeswehr jährlich 3,2 Mrd. Euro für die Materialerhaltung und 4,9 Mrd. Euro für militärische Beschaffungen aus. Beides ist selbst für den stark verringerten Streitkräfteumfang nicht ausreichend.

Die Zahlen zeigen, dass die Bundeswehr nicht nur unter Geldmangel leidet, sondern offenbar ein schwerwiegendes Managementproblem hat. Seit der Abschaffung der Wehrpflicht findet sie zudem nicht mehr genügend geeignetes Personal. Die Anforderungen an Eignung und körperliche Fitness der Bewerber wurden mehrfach abgesenkt. Das gilt auch für die Offiziersanwärter. Für einen Landkrieg in Europa ist die Bundeswehr schon lange nicht mehr gerüstet. Ihre Auslandseinsätze in Afghanistan, im Nahen Osten und in Afrika gehen auf Kosten der ohnehin dünnen militärischen Substanz in Europa. In einem Punkt kann die Welt beruhigt sein: Zu fürchten ist Deutschland nur noch im Aussenhandel. Als Militärmacht hat es dagegen seine preussischen Traditionen abgelegt.

Käme die deutsche Regierung dem amerikanischen Präsidenten durch Rüstungskäufe in den USA entgegen, so schlug man zwei Fliegen mit einer Klappe: die Abwendung von Strafzöllen der USA durch einen sinkenden Aussenhandelsüberschuss und grössere militärische Glaubwürdigkeit gegenüber einem immer unberechenbarer werdenden Russland. So einfach könnte Politik sein, wenn man sie aus einem Guss betrachtete.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Sadiq kann's nicht

Steiler Aufstieg. Haushoher Wahlsieg. Erster muslimischer Bürgermeister einer Weltmetropole. Sadiq Khan, Mayor von London, war auf dem Sprung zum politischen Superstar. Zwei Jahre später wachen die Leute auf. Von James Delingpole

«Ich bin mir nicht sicher, ob Sie das wissen – aber mein Papa war Busfahrer.» Diese scherzhafte Bemerkung macht Sadiq Khan, Bürgermeister von London, besonders gern bei den zahlreichen Gelegenheiten, bei denen er eine Rede zu halten hat. Sehr komisch ist das nicht, aber das ist auch nicht der Punkt. Khan will vielmehr zeigen, dass er ein normaler, bodenständiger Typ ist, der sich nicht allzu wichtig nimmt.

Khans Vater war tatsächlich Busfahrer, seine Mutter war Näherin. Er wuchs als fünftes von acht Kindern pakistanischer Einwanderer in einer Sozialwohnung im Süden Londons in ärmlichen Verhältnissen auf. Er teilte sich mit einem der Brüder ein Doppelstockbett, bis er mit zwanzig auszog, um eine Karriere als Rechtsanwalt und politischer Aktivist zu verfolgen.

Das Problem ist, dass er in all den Jahren, in denen er sich als Stadtrat, dann für einen Parlamentssitz und schliesslich für das Amt des Londoner Bürgermeisters bewarb, die Aufsteiger-geschichte vom erfolgreichen Einwanderer etwas überstrapaziert hat. Jedenfalls begann die Öffentlichkeit, über seine Schamlosigkeit und Berechenbarkeit zu lachen. Doch er liess sich beraten – seine politischen Instinkte funktionierten. Die abgedroschene Anekdote wurde daraufhin überarbeitet, er verwendete sie nicht mehr, um damit anzugeben, sondern um sich selbstironisch durch den Kakao zu ziehen.

Kriminalität nimmt um 12 Prozent zu

Der Trick funktionierte. Bei der Bürgermeisterwahl 2016 schnitt Khan, der 1,3 Millionen Wählerstimmen auf sich vereinigte, besser ab als jeder andere Politiker in der britischen Geschichte. Seine Aura als erster muslimischer Bürgermeister einer Weltmetropole und die Tatsache, dass er mit einem so überwältigenden Mandat ausgestattet war, schien darauf hinzuweisen, dass Khan eine Karriere als politischer Superstar bevorstand. Doch weit gefehlt. Er leistete sich grobe Schnitzer. Und nun, zwei Jahre später, wachen die Leute auf.

Der wohl gravierendste Makel in seiner Bilanz ist die erschreckende Kriminalität in London. Die Zahl der Säure-Attentate, deren Opfer furchtbar entstellt werden, steigt und steigt. Moped-Gangs klauen Handtaschen und iPhones. Einbrüche sind so alltäglich, dass die Polizei kaum noch Ermittlungen aufnimmt. Die Zahl der Vergewaltigungen ist um 20 Prozent gestiegen, die allgemeine Kriminalität hat seit Khans Amtsantritt um 12 Prozent zu-



Meister der Selbstdarstellung: Ex-Hoffnungsträger Khan.

genommen. Und Februar und März waren die ersten Monate seit mindestens hundert Jahren, in denen in London mehr Morde verübt wurden als in New York.

Natürlich wäre es falsch, diese Dinge ausschliesslich Khan anzulasten. Ein Grossteil der Gewalt geht auf das Konto von Banden – oft Einwanderer, etwa aus Somalia, wo ein Menschenleben nicht so viel wert ist. Und Rücktrittsforderungen hat Khan stets damit gekontert, dass dies ein landesweiter Trend sei, der mindestens teilweise auf Budgetkürzungen bei der Polizei zurückzuführen sei, die von der konservativen Regierung veranlasst wurden, weshalb nun weniger Streifenpolizisten auf der Strasse zu sehen seien.

Als Bürgermeister ist Khan aber für Ordnung und Sicherheit in seiner Stadt verantwortlich. Er kann bei der Ernennung des Polizeichefs mitreden und die Prioritäten vorgeben. Kritiker sagen, er konzentrierte sich vor allem auf

politisch korrekte Themen – auf die Bekämpfung von «Rassismus», von Hasskriminalität im Netz, von häuslicher Gewalt gegen Frauen. Nun ja, das sind nicht die Dinge, die den Londonern auf den Nägeln brennen.

Khan schadet seiner Sache aber auch, weil er schwach und zaudernd agiert statt zupackend und autoritätsbewusst. Erst mehrere Tage nach den «Mehr Morde als in New York»-Schlagzeilen gab er eine öffentliche Stellungnahme ab – und auch diese war nicht mehr als ein halbherziges, defensives Statement in der BBC, in dem er darauf hinwies, dass er keine Schuld daran trage.

Noch katastrophaler war die Erklärung, die er kurz nach seiner Wahl zum Bürgermeister 2016 abgab, dass Terrorangriffe «zum Leben in einer Metropole einfach dazugehören». Im Angesicht einer überaus realen Bedrohung klang das selbstgefällig, wenn nicht defätistisch. Binnen weniger Monate hatte es in Lon-

don zwei grössere Terrorangriffe gegeben: auf der Westminster Bridge, unmittelbar vor dem Parlamentsgebäude (5 Tote und 40 Verletzte), und auf der London Bridge (8 Tote und 48 Verletzte). In Fernsehinterviews gab sich Khan angemessen betroffen, aber seine formelhaften Statements – «brutal und unverzeihlich» und «Wir werden uns dem Terrorismus niemals beugen» – konnten den Londonern nicht die Sorge vor weiteren Angriffen nehmen.

Problem Prinzipienlosigkeit

Manche Leute auf der Rechten unterstellen Khan sogar, dass er als Muslim insgeheim mit den Terroristen sympathisiere. Unfair, keine Frage. Aber Anfang der nuller Jahre stand er islamistischen Organisationen in der Tat bedenklich nahe. Er erschien gemeinsam mit fünf islamischen Extremisten auf einer Plattform. Er distanzierte sich nicht von radikalen Predigern, er unterzeichnete einen offenen Brief an den *Guardian*, laut dem terroristische Anschläge (wie der vom 7. Juli 2005 in London) der britischen Aussenpolitik anzulasten seien, und er unterstützte die islamistischen Sympathisantengruppen Stop Political Terror und Cage (seine Unterstützung hat er inzwischen zurückgezogen).

Sein konservativer Gegenspieler bei der Bürgermeisterwahl 2016, Zac Goldsmith, hat diese zweifelhafte Bilanz ausgenutzt. Der Schuss ging nach hinten los, weil Khan sich erfolgreich als Opfer von Vorurteilen darstellte. Zu Recht, sagt Andrew Gilligan, der wie kaum ein anderer Journalist Khans Weg aufmerksam verfolgt. Khans Problem, sagt Gilligan, sei nicht seine Nähe zu Islamisten, sondern seine Prinzipienlosigkeit. Genau dies hätten seine Gegner herausstellen sollen: dass er ein «wenig vertrauenswürdiger, schamloser Opportunist» sei, der «nicht die Spur von Rückgrat oder Überzeugung» besitze.

Unter der Überschrift: «Sadiq Khan ist ein miserabler Bürgermeister. Warum hat das noch niemand bemerkt?», brachte der *Spectator* kürzlich einen Artikel, in dem Gilligan alle kritischen Argumente gegen Khan zusammenfasst. Dieser Beitrag wurde eher aus Sorge als im Zorn geschrieben. Es gibt zwei Gründe, warum wir alle Khan Erfolg wünschen sollten: erstens wegen seines Einflusses auf die Anhänger einer Multikulti-Gesellschaft in Grossbritannien, zweitens als sozialdemokratisches Gegengewicht innerhalb der Labour Party zum linksradikalen Parteichef Jeremy Corbyn.

Das Problem ist, dass Khan seinem Amt nicht gerecht wird. «In der Politik gilt, dass man wenig versprechen und umso mehr liefern soll. Bei Khan ist es genau umgekehrt», sagt Gilligan. So versprach Khan, dass sein Wohnungsbauprogramm «die Gesellschaft genauso verändern wird wie der staatliche Gesundheitsdienst». Mindestens 80 000 neue Wohnungen sollten pro Jahr gebaut werden. Tatsächlich

sind zwei Jahre später lediglich 1263 neue Wohnungen entstanden. Selbst sein konservativer Vorgänger Boris Johnson war erfolgreicher: Im ersten Amtsjahr konnte er 7439 neue Wohnungen vorweisen und 1687 im ersten Jahr seiner zweiten Amtszeit, nach der Wirtschaftskrise.

Es hat bislang nur drei Londoner Bürgermeister gegeben (nicht zu verwechseln mit dem Lord Mayor, der eher zeremonielle Aufgaben wahrnimmt), weil dieses Amt erst 1999 geschaffen wurde. Khans Vorgänger – der redogewandte Spassvogel Boris Johnson und der ausgebuffte Linke Ken Livingstone – hatten ihre Schwachpunkte, aber beide waren entschieden eindrucksvoller als der gegenwärtige Amtsinhaber.

Zu Livingstones Vermächtnis zählten die CityMaut, die für eine Verbesserung der Luftqualität in der Hauptstadt sorgte, und die Oyster Card, das elektronische Ticket im öffentlichen Personennahverkehr. Boris brachte Ordnung in die chaotischen Finanzen der Stadt, machte London fahrradfreundlicher (mit markierten Velospuren und «Boris Bikes») und war Gastgeber der unvergesslichen Olympischen Spiele.

Die Erinnerung an Khan wird vermutlich weniger positiv ausfallen. Weil seine Prinzipien so windelweich sind, legt er sich nie fest. Seine Haltung zum (inzwischen aufgegebenen) Projekt einer begrünten Fussgängerbrücke über die Themse hat er fünfmal geändert. Zur Erweiterung des Flughafens Heathrow vertritt er mal die eine, mal die andere Meinung. Seine Verkehrspolitik sieht eine Reduzierung der Fahrpreise bei gleichzeitiger Ausgabensteigerung vor, weshalb am Ende so wenig Geld in der Kasse ist, dass einige Verbindungen eingestellt werden mussten. Am Freitag vergangener Woche zeigte sich abermals, dass auf Khans vollmundige Versprechungen kein Verlass ist: Bei den Kommunalwahlen hatte er in London einen erdrutschartigen Sieg der Labour Party prophezeit, tatsächlich aber verteidigten die Tories mehrere Mandate, die zu erobern er geschworen hatte.

Erzfeind Donald Trump

Ja, noch immer werden wir mit zum Teil von ihm selbst geschriebenen Presseerklärungen beglückt, die seine Leistungen würdigen. Und ja, Khan ist ein Meister der Selbstdarstellung, sein Grinseporträt erscheint überall, bei feministischen Kundgebungen ebenso wie auf angesagten Rockfestivals. Natürlich weiss er, dass er für Schlagzeilen sorgt, wenn er sich öffentlich mit seinem Erzfeind Donald Trump anlegt (dessen für den Sommer geplanten Staatsbesuch er unbedingt verhindern wollte). Was ihm fehlt, ist die Entschlossenheit, eine der grössten Metropolen der Welt mit Tatkraft und Willensstärke in den Griff zu bekommen. Nicht umsonst gilt Sadiq Khan bei vielen Leuten inzwischen als «Sadiq Khan't» (Sadiq kann's nicht).

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Inside Washington

Es brummt

Amerikas Wirtschaft läuft. Die Arbeitslosigkeit ist auf den tiefsten Stand seit 2000 gesunken.

Die Republikaner jubeln, und selbst die politischen Gegner des Präsidenten pflichten zaudernd bei: Mit der amerikanischen Wirtschaft geht's aufwärts. Der demokratische Meinungsforscher Mark Mellman sagt zum Finanz-News-Network CNBC: «Die Welt sieht ein bisschen besser aus. Es gibt gute Nachrichten da draussen.»

Letzten Freitag verkündete das Arbeitsministerium, dass die Arbeitslosenrate auf 3,9 Prozent gesunken sei, auf den niedrigsten Stand seit siebzehn Jahren. Gleichzeitig zeigt die Zahl der neugeschaffenen Jobs. Den grössten Zuwachs verzeichnet die Ex-Branche des Präsidenten, das Baugewerbe. Der Leader des Baumeistergewerbes, Alliance for American Manufacturing, twitterte aufgeregt: «Grossartige #manufacturing-Jobzahlen für April. 24 000 Arbeitsplätze zugelegt. 3900 allein bei der Fabrikation. Angst vor Jobverlusten wegen Zöllen war verfrüht. In der Tat sind Fabrikjobs stärker als je zuvor.»

Analysten warnen, die sinkende Arbeitslosenzahl sei Resultat einer schrumpfenden Arbeiterschaft und das Lohnniveau sei kaum erhöht worden. Aber der Chefökonom der einflussreichen PNC Financial Services erklärte: «Die solide Situation bei den Arbeitsplätzen im April ist ein weiterer Beleg für den exzellenten Arbeitsmarkt 2018, selbst wenn einige Details noch nicht ideal sind.»

Es ist noch zu früh, vorauszusagen, was dies alles für die Zwischenwahlen im Kongress nächsten November bedeutet. John Harwood, Moderator der Präsidentendebatte, der während des Wahlkampfs mit dem Team von Hillary Clinton ein Komplott geschmiedet hatte, wie Wikileaks aufdeckte, hat gestanden, dass die meisten Amerikaner weder überrascht noch empört sind über die Schweigegeldzahlung an einen Pornostar. Solange die Wirtschaft weiter brummt, können die Medien offenbar nach Belieben auf Trump einprügeln – die Wähler pfeifen drauf. Amy Holmes

Konvervative Rebellion

Mit seinem Bekenntnis zu Donald Trump hat Star-Rapper Kanye West unter schwarzen Amerikanern ein Beben ausgelöst. In einer einzigen Woche hat sich die Zustimmung von afro-amerikanischen Anhänger für Trump verdoppelt. Die Kulturszene hingegen schäumt vor Wut. *Von Amy Holmes*

Die Zeitschrift *Rolling Stone* warnt, er sei «ein so gigantisch grosser Star, dass kein Superlativ übertrieben ist». Sein besorgter Freund, der treue Obama-Anhänger John Legend, beschwört ihn: «Ich hoffe, du überlegst dir noch mal, ob du dich wirklich auf die Seite von Trump schlagen willst. Du bist viel zu mächtig und einflussreich, um das zu unterstützen, was er ist und wofür er steht. [...] So viele Menschen, die dich lieben, fühlen sich jetzt verraten. [...] Sieh zu, dass das nicht Teil deines Vermächtnisses wird. Du bist der grösste Künstler unserer Generation.»

«Ich bin ein Gefäss Gottes»

Konservativen Kommentatoren wiederum läuft das Wasser im Mund zusammen bei jedem Tweet, den der Hitproduzent, Alles-ansich-Reisser und «grösste Künstler unserer Generation» absetzt, denn sie hoffen, dass Kanye Wests Prominenz das heisse schwarze Zentrum einer Renaissance des Konservatismus ist. Der konservative Journalist und Filmmacher Bill Whittle benutzte Youtube, um aufgeregt zu erklären: «Wenn die Demokraten nicht mindestens 85 Prozent der schwarzen Wählerstimmen bekommen, werden sie nie mehr die Regierung stellen. Um das noch einmal zu sagen: Wenn Schwarze zum Schluss kommen, sie müssten nicht mehr Angehörige der Demokratischen Partei sein, hört diese auf zu existieren.»

Präsident Trump, der Gegenstand von Wests gegenwärtiger politischer Faszination und Verliebtheit, schreibt dem Meister-Rapper das Verdienst zu, in einer einzigen Woche die Zahl seiner Anhänger in der schwarzen Community verdoppelt zu haben.

An der Jahresversammlung der National Rifle Association in Dallas, Texas, erklärte Trump – der Gangsta, der MAGA [«Make America Great Again»] zu einem Megahit gemacht hat – begeistert: «Dieser Kanye West muss einige Macht haben, denn wie Sie wahrscheinlich bemerkt haben, habe ich die Zahl meiner afroamerikanischen Anhänger verdoppelt. In einer einzigen Woche bin ich von 11 auf 22 [Prozent Zustimmung bei schwarzen Wählern] gestiegen. Danke, Kanye. Danke.»

Seit Kanyes ruhelose Finger sich auf Twitter betätigt haben, hat eine neue Reuters-Umfrage ergeben, dass bei schwarzen Männern die Zustimmung für den Präsidenten um 11 Punkte hochgeschwungen ist. Bei den schwarzen Befragten insgesamt hat sich binnen sieben Tagen



«Drachenergie»: Superstar-Paar Kardashian-West.

die Zustimmung für Trump von 8,9 Prozent auf 16,5 Prozent beinahe verdoppelt.

Auch wenn manche das als Zufall abtun wollen: Tatsache ist, dass Kim Kardashians Ehemann – der einmal von sich gesagt hat:

In der schwarzen Community wird erwartet, dass man Mitglied der Demokratischen Partei ist.

«Ich bin ein Gefäss Gottes, der mich zur Stimme und zum Vermittler erkoren hat» – gehört wird.

Angefangen hat alles mit sechs scheinbar harmlosen Wörtern, die er eines Samstagmorgens vor drei Wochen an seine 28 Millionen Follower getwittert hatte: «Mich begeistert, wie Candace Owens denkt.» Harmlos sind sie nur, wenn man nicht weiss, wer Owens ist.

Candace Owens ist eine 28-jährige schwarze konservative Aktivistin, die der tiefen Überzeugung ist, die amerikanische Linke ver-sklave das Denken von Schwarzen. Ihr Youtube-Video «Mom, Dad, I'm a Conservative», eine auf die Politik angewandte Parodie von Coming-out-Erklärungen, ist schon beinahe 300 000-mal angeklickt worden. Das ist für Youtube-Begriffe kein Riesenhit, aber gemessen an der sonstigen Wahrnehmung konservativer Positionen beachtlich. Und nach den Kategorien von Wests «Drachenergie» be-messen durchaus bemerkenswert.

Gewaltige Gegenreaktion

Nach seiner Owens-Empfehlung postete West ein verschmutztes Selfie von sich mit einer von Trump persönlich signierten MAGA-Mütze; die Bildunterschrift lautete: «We got love.» Und als hätte das nicht schon gereicht, um seine

Kritiker vor Abscheu durchdrehen zu lassen, machte West seine Bruderliebe für den 45. Präsidenten noch deutlicher, indem er twitterte: «Ihr müsst mit Trump nicht einverstanden sein, aber der Mob kann mich nicht zwingen, ihn nicht zu lieben. Wir sind beide Drachenenergie. Er ist mein Bruder. Ich liebe alle. Ich bin nicht mit allem einverstanden, was jemand tut. Das macht uns zu Individuen. Und wir haben ein Recht auf unabhängige Gedanken.»

Manche Konservative hoffen, die *street credibility* des Trendsetters bei seinen schwarzen Fans werde sich auf die Stimmen seriöser schwarzer konservativer Denker übertragen und diese verstärken. Zu ihnen gehört der Wirtschaftspräsident der Universität Stanford, Thomas Sowell, den West auch schon bewundernd zitiert hat. Die Konservativen hoffen, Wests Kühnheit werde zumindest schwarze Konservative dazu ermutigen, öffentlich zu ihrer Überzeugung zu stehen.

Es ist aber nicht ganz ungefährlich, sich auf den für seine Selbstverliebtheit berühmten Rapper zu verlassen, der einst bei einer Musikpreisverleihung die Bühne stürmte, um das Teenie-Idol Taylor Swift zu beschimpfen. Egal, ob ehrlich oder zynisch gemeint – seine Befreiungsbewegung ist nicht bis ins Letzte intellektuell durchdacht. Der Provokateur hat vielmehr zugegeben: «Ich habe zum Thema Konservative nicht genug recherchiert, um mich als solchen zu bezeichnen oder bezeichnen zu lassen. Ich will mich bloss nicht durch monolithisches Denken versklaven lassen.»

Genau dieses Element politischer Unabhängigkeit, sagt eine Gruppe universitärer Forscher, werde mit Garantie eine gewaltige Gegenreaktion (*backlash*) hervorrufen.

Eine neue Studie unter der Leitung von Ismail White, einem Politologen der George Washington University, kommt zu folgendem Schluss: Obschon ein signifikanter Anteil schwarzer Wählerinnen und Wähler politisch konservative Ansichten hat, «wird von schwarzen Amerikanerinnen und Amerikanern die Unterstützung der Demokratischen Partei als

normierte Form schwarzen politischen Verhaltens begriffen, als eine Verhaltensentscheidung, für welche Schwarze einander zur Rechenschaft ziehen». Mit anderen Worten: In der schwarzen Community wird erwartet, dass man Mitglied der Demokratischen Partei ist. Die Parteitreue wird mit Strenge durchgesetzt.

Chance the Rapper, selbst ein Trump-Kritiker, twitterte zunächst Unterstützung für Wests Überlaufen, indem er einfach nur erklärte: «Schwarze müssen nicht Demokraten sein», und: «Der nächste Präsident wird ein Unabhängiger sein.» Doch bei der nächsten Gelegenheit machte der Rapper rasch einen Rückzieher.

Der Rapper Daz Dillinger, ein Cousin von Snoop Dogg, postete auf Instagram ein Unheilverkündendes «Crips Alarm»-Video, in welchem er Mitglieder der Gang Crips aufforderte, Kanye fertigzumachen. Dillinger drohte: «Zeig dich am besten nicht bei einem Konzert; zeig dich am besten nicht in der Gegend von LBC [Long Beach, California]; zeig dich am besten überhaupt nicht mehr in Kalifornien.»

Unbeirrt hat West seine rhetorische Rebellion fortgesetzt, ja er hat sogar noch nachgelegt. So sagte er der Promiklatsch-Website TMZ: 400 Jahre Sklaverei «hört sich nach freier Entscheidung an. [...] Also, ihr seid 400 Jahre lang dort gewesen, und das war's für euch?» Er dagegen, betonte er, wenn er sich als Eigentum eines Sklavenhalters im Süden der USA auf einer Baumwollplantage hätte abrackern müssen, dann hätte er wie Nat Turner einen Sklavenaufstand angeführt oder er wäre wie Harriet Tubman im Mondlicht in den freien Norden geflüchtet.

Erwartungsgemäss, und vielleicht von ihm auch so beabsichtigt, führten Wests Gedanken zum Thema Sklaverei zu weiteren Anprange-

rungen des Entertainers, der von sich einmal gesagt hatte, er sei um fünfzig Prozent einflussreicher als «Stanley Kubrick, der Apostel Paulus, Picasso, der verflixte Picasso und Escobar [...], um fünfzig Prozent einflussreicher als jedes andere menschliche Wesen».

Ob West nun den Ruhm eines Apostels oder des international erfolgreichsten Drogenhändlers erreicht oder gar übertrifft – Trumps Sieg über das politische Establishment empfindet er als Inspiration: «Er beweist, dass in Amerika einfach alles möglich ist», also auch seine – Wests – Wahl zum Präsidenten der USA, möglicherweise im Jahr 2020.

Zwei Wochen nach Trumps Erdrutschsieg im November 2016 unterbrach Yeezy (wie West auch genannt wird) einen Auftritt in Sacramento, Kalifornien, auf seiner «Saint Pablo Tour», um eine viertelstündige, verschwitzte, manische Rede zu halten, die mit den Worten endete:

«Wenn ihr immer nur alten Modellen folgt, habt ihr Hillary Clinton an der Backe. Selber schuld! [...] Ich bin hier, um etwas zu verändern. [...] Ich habe die nötigen Visionen, Bruder. Damit

bin ich gesegnet worden. Mit meiner Vision. Ich sage nicht immer alles perfekt, nicht immer richtig. Aber ich sage, was ich finde. [...] Geht schon mal in die Startlöcher, ihr Presseheinis, in die Startlöcher, in die Startlöcher. Denn die Show ist vorbei.»

Mischung aus Politik und Nonsens-Poesie

Doch das ist die Kanye-Show natürlich keineswegs. Und wie es der Zufall will, kommt nächsten Monat sein neues Album heraus, auf das er den Fans schon einen Vorgeschmack gegeben hat mit dem neuen Stück «Lift Yourself». Es ist eine von Gospel beeinflusste Mischung aus Politik und Nonsens-Poesie: «*Hard to see the hang-ups we have today, said we have to strive for more liberty. Poopy dee scoop. Scoop diddy whoop. Whoop dee scoop, dee poop.*»

Dass es hart ist, die Komplexe, die wir heute haben, zu sehen, und man nach mehr Freiheit streben solle, so viel ist von diesen Zeilen noch zu verstehen, aber bei «*Poopy dee scoop*» kratzen sich auch treue Fans am Kopf. Immerhin können sie sich damit trösten, dass Yeezy gern auch den Scherzkeks gibt. Schliesslich hat er einmal gesagt:

«Ihr solltet nur neunzig Prozent von dem glauben, was ich sage. Oder vielmehr: Glaub kein bisschen von dem, was ich sage. Denn es kann gut sein, dass ich euch und die ganze Welt die ganze Zeit total verarsche.»



Trump-Fan West.

Nach seiner Empfehlung postete er ein Selfie von sich mit signierter Trump-Mütze.



«Versklavtes Denken»: Aktivistin Owens.



«Zeig dich nicht in Kalifornien»: Rapper Dillinger.

Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer



Jeder Mann auf dem Planeten Erde hatte Angst vor ihr: Pop-Schurkin Grace Jones, 1985.



Ikone der Woche

Wahre Königin

Von Dominik Imseng

Das Gerücht geht um, dass Grace Jones am 19. Mai 1948 – also vor rund siebzig Jahren – in der Nähe von Kingston, Jamaika, zur Welt kam. Das ist natürlich Unsinn: Grace Jones entstieg einem Ufo.

1977 veröffentlichte sie ihr erstes Album, welches das Lied «La vie en rose» enthielt, die grandiose Coverversion eines Chansons von Edith Piaf. Zuvor hatte Jones erfolgreich als Model gearbeitet und – weniger erfolgreich – in einigen Filmen mitgewirkt, darunter auch schlüpfrigen. Aber so waren sie eben, die siebziger Jahre: schlüpfrig und voller Drogen. Und nirgends sonst waren die siebziger Jahre mehr siebziger Jahre als im «Studio 54» in New York.

In diesen Nachtclub ging Grace Jones gern mit ihrer Freundin Jerry Hall, und wenn die beiden zusammen tanzten, die dunkelhäutige, kahlrasierte Amazone und das blonde Supermodel, das gerade Mick Jagger verführt hatte, dann waren das die besten siebziger Jahre, die es in den siebziger Jahren gab.

Grace Jones machte damals drei Alben mit Discomusik. Dann wurde ihr klar, dass mit dem neuen Jahrzehnt auch ein neuer Sound kommen musste – und ein neues Image. 1980 liess sie sich eine Brikettfrisur schneiden und schlüpfte nackt in einen Anzug mit extra breiten Schulterpolstern. Ihre Musik wurde knochentrocken: Elektro-Funk mit Reggae- und Dub-Elementen. Dazu sprach Jones mehr, als dass sie sang. Ein androgyner Weltstar war geboren. Jeder Mann auf dem Planeten Erde hatte Angst vor ihr.

Doch Grace Jones' grösste Zeit sollte erst noch kommen. 1985 spannte sie mit dem britischen Klangzauberer Trevor Horn zusammen, um den Song (und das Album) «Slave to the Rhythm» aufzunehmen: bombastischer, orgiastischer Pop der Extraklasse.

Überhaupt war 1985 das Jahr von Grace Jones: Sie spielte eine Schurkin im James-Bond-Film «A View to a Kill» und war der Star in einem Werbespot von Citroën, in dem sie ein Auto verschluckte und dann rülpsen musste. Regie führte Jean-Paul Goude, mit dem die Sängerin Anfang der 1980er Jahre ihre avantgardistische «One Man Show» entwickelt hatte, die halb Konzert, halb Performance war.

Und so spektakulär sind ihre Auftritte bis heute. 2012 – mit fast 65 Jahren – sang Jones aus Anlass des diamantenen Thronjubiläums der englischen Königin «Slave to the Rhythm» und liess dabei einen Hula-Hoop-Reifen um die noch immer lasziven Hüften kreisen. Tatsächlich hätte nicht Grace Jones die britische Königin ehren sollen, sondern die britische Königin Grace Jones.

Wie die Weltelite ins Wallis kam

Kaum jemand gab Martin Engstroem vor 25 Jahren eine Chance, als er im Kurort Verbier in klassische Musik investierte. Unterdessen ist das Dorf von der Klassik-Landkarte nicht mehr wegzudenken. Die Geschichte eines ausserordentlichen Erfolgs. Von Reinmar Wagner

Martin T:son Engstroem ist ein glücklicher Festivalintendant. Allein schon, weil er ein positiv denkender Mensch ist, eine optimistische Sicht auf die Welt hat und einfach gerne auch zeigt, dass er zufrieden ist. Glück habe er auch gehabt, gibt Engstroem gerne zu. Die Anfänge in Verbier waren nicht einfach: «Es war kein leichter Weg», sagt der Wahlschweizer, «aber wir sind ihn beharrlich gegangen und haben ihn geschickt gemeistert. Das Verbier Festival ist nicht plötzlich gross geworden, sondern langsam und kontinuierlich gewachsen. Wichtig ist, dass man eine Vision hat und nie aufgibt.»

Die Klassik-Branche hat den Kopf geschüttelt und den rührigen Schweden belächelt, der da ganz weit weg von allen Zentren auf 1500 Metern in einem Westschweizer Bergdorf, dessen Namen kaum jemand richtig aussprechen konnte, ein Festival auf die Beine stellen wollte, in dem sich die Klassikstars begegnen sollten. Kein Konzertsaal, keine grossen Hotels, keine Ausstrahlung, kein Glamour, nichts, was mit Salzburg, Bayreuth oder Luzern auch nur im Entferntesten hätte mithalten können.

Einen Trumpf brachte der Kulturmanager mit, der erst bei EMI und dann viele Jahre bei der Deutschen Grammophon die Klassikstars betreut hatte: seine Beziehungen. Martin T:son Engstroem (die exotische Schreibweise seines zweiten Vornamens ist eine Abkürzung für Torolfson, sein Vater war ein bekannter Bildhauer in Schweden) wurde 1953 in Stockholm geboren. Er studierte Musikgeschichte und Russisch, ging mit 22 nach Paris, um in der Agentur Opéra et Concert im Musikmanagement zu arbeiten. Zeitweise war er Berater von Herbert von Karajan, aber auch für EMI France, bevor er ab 1999 bei der Deutschen Grammophon massgeblich an der künstlerischen Entwicklung von Musikern wie Anne-Sophie Mutter, Claudio Abbado oder Maurizio Pollini beteiligt war und aus Talenten wie Anna Netrebko, Lang Lang, Yundi Li oder Hillary Hahn die Stars von heute formte.

Die Stars kommen mit den Kindern

Ein Konzertzelt bei der Talstation der Luftseilbahn in Verbier war rasch aufgebaut, die moderne Dorfkirche erwies sich als akustisch passabel, und die Chalets, die meist nur von den Skitouristen im Winter bewohnt wurden und im Sommer leer standen, kamen dem jungen Festival gerade recht: Engstroem engagierte nicht einfach die Stars nach Verbier, die er bei

der Deutschen Grammophon betreut hatte. Er bot ihnen und ihren Familien die Möglichkeit, ein paar Ferientage in der Gebirgslandschaft rund um Montblanc und Grand Combin zu verbringen. Und dabei ein bisschen Musik zu machen. Denn das wusste Engstroem schon lange: Die meisten Musiker machen auch in den Ferien am liebsten Musik. Und er konnte ihnen etwas bieten, was die Solisten, die sich gewohnt waren, als bejubelte Stars im Rampenlicht zu stehen, kaum kannten: Kammermusik unter ihresgleichen, Sonaten, Trios,



«Lust und Energie»: Verbier-Gründer Engstroem.

Streichquartette mit Kollegen, die zwar unbestrittene Virtuosen auf ihren Instrumenten sind, aber dieses Repertoire abseits der Solistenkonzerte auch nicht sehr gut kennen.

Und sie kamen, Kent Nagano zum Beispiel, Maxim Vengerov, Mischa Maisky, Evgeny Kissin, Gidon Kremer waren schon im ersten Jahr 1994 mit von der Partie. Gerade Kissin und Maisky sind beste Beispiele dafür, wie sie dem Festival über all die Jahre hinweg treu geblieben sind und kaum einen Sommer gefehlt haben. Schon im ersten Jahr taten sich manche von ihnen zusammen zu den inzwischen legendären «Rencontres inédites». Das bedeutet, dass renommierte klassische Musiker, die sonst hauptsächlich als Solisten in den grossen Solokonzerten auftreten, sich in Verbier zum ersten Mal zusammenfinden, um miteinander Kammermusik zu spielen.

Kammermusikformationen arbeiten üblicherweise lange Jahre zusammen, feilen an der Balance des Klangs und an der Einheit der Interpretation. In Verbier ist es umgekehrt: Natürlich wird auch geprobt, aber die Musiker, die bisher kaum je zusammengespield haben, treffen sich quasi prima vista, nichts als ihr solistisches und künstlerisches Potenzial und die Magie des Moments in die Waagschale werfend.

Das kann auch schiefgehen, und darin liegt nicht der kleinste Reiz dieser Konzerte. In der Regel aber setzen sich technische Brillanz, künstlerisches Format und die Erfahrung ereignisreicher Konzertkarrieren positiv in Szene und führen zu spannenden, oft überraschungsreichen Konzerten. Genügend Probenzeit steht zur Verfügung – wenn sie denn auch dafür genutzt wird. Oft sind die Künstler mit ihren Familien in Verbier quasi in den Ferien. Da locken die Bergbahnen bei schönem Wetter manchmal mehr als anstrengendes Feilen an musikalischen Details in dunklen Proberäumen. So reicht die Bandbreite dieser zusammengewürfelten Kammermusiktreffen vom gutgelaunten, quasi al fresco vom Blatt gespielten Haydn-Trio bis hin zum atemberaubenden Höhenflug, wenn die Spannung des Noch-nicht-ganz-Vertrauten, verbunden mit dem musikalisch-technischen Können und Wissen dieser Ausnahmemusiker, zu Sternstunden von vibrierender Intensität führt.

Aber noch etwas anderes reizte die weltbekannten Solisten: die Arbeit mit dem Nachwuchs, mit jungen hungrigen Musikern, die

Klassik-Sommer 2018

- 50 **Wie die Weltelite ins Wallis kam**
Verbier Festival
- 54 **Nuria Rial**
Wärme statt Höhe
- 56 **Markus Hinterhäuser**
Sanfter Revolutionär
- 58 **Mahler Chamber Orchestra**
Ein Geist von Anarchie
- 60 **Üben in der Gefängniszelle**
Musikdorf Ernen
- 62 **Agenda**
Schweizer Festivals im Überblick



Kultur über der Nebelgrenze: Verbier ist in vielerlei Hinsicht spektakulär.



Schon im ersten Jahr dabei: Cello-Star Maisky.



Niemand kommt wegen des Geldes: Opern-Idol Netrebko.



Acht Konzertflügel: Klaviervirtuose Kissin.



Zu Gast in Verbier: András Schiff ...



... Janine Jansen ...



... Valery Gergijev ...

Konzerte

Superstars und Jungtalente

Von András Schiff bis Kian Soltani – die Höhepunkte der Jubiläumssaison in Verbier.



... Kian Soltani ...



... und Daniil Trifonow.

Nicht nur am 25. Juli, dem Datum des Jubiläumskonzerts mit über dreissig Klassikstars auf dem Podium, bietet das Verbier Festival ein Schaulaufen der grossen Namen. Es vergeht vom 19. Juli bis 5. August kein Tag, an dem nicht weltweit bekannte Solisten und Dirigenten im Festival-Zelt oder in der Kirche von Verbier auftreten.

Gleich am ersten Tag stellt sich mit Valery Gergiev der neue Chefdirigent des Festival-eigenen Orchesters vor, ein würdiger Nachfolger von James Levine (2000–2008) und Charles Dutoit (2008–2017), die vor ihm diese Position besetzten. Mit dem farbigen Orchestergemälde «Scheherazade» von Rimski-Korsakow präsentiert der russische Maestro die jungen Musiker, die in der ganzen Welt ausgesucht wurden, gleich mit einem verwegenen Filetstück des Orchesterrepertoires. Und das ist nur der Auftakt zu sechs weiteren Auftritten dieses Orchesters unter Gergiev, aber auch unter so nam-

haften Dirigenten wie Gianandrea Noseda, Zubin Mehta oder Iván Fischer. Einer davon ist die konzertante Aufführung der Oper «Adriana Lecouvreur» von Francesco Cilea unter Gergiev, ein Verismo-Drama von 1902, das mit den beiden russischen Sopranistinnen Tatiana Serjan und Ekaterina Semenchuk sowie dem Tenor Marcelo Puente sehr gut besetzt ist.

In der mittlerweile legendären Affiche «Rencontres inédites» treffen die Geigerinnen Lisa Batiashvili und Janine Jansen auf die Bratschistin Tabea Zimmermann und die Cellisten Gautier Capuçon und Daniel Blendulf und spielen neben einem Schostakowitsch-Quartett Schuberts Streichquintett, ein absolutes Gipfelwerk der Kammermusikliteratur. Lisa Batiashvili ist auch mit von der Partie, wenn der Ausnahmepianist Daniil Trifonow die Geigenromanz von Clara Schumann dem Klavierquartett und -quintett ihres Mannes Robert gegenüberstellt – unter anderem mit Vilde Frang, Clemens Hagen und No-

buko Imai. Klingende Namen finden sich auch in den weiteren Konzerten dieser prestigeträchtigen Reihe: Leonidas Kavakos, Pamela Frank, die Brüder Capuçon oder der Klarinettenist Martin Fröst.

Manche Auftritte sind Verbier-Klassiker: Man kann sich kaum erinnern, kein Rezital von Evgeny Kissin im Programm gehabt zu haben. Diesmal spielt er eine Tour d'Horizon von Chopin über Schumann und Debussy bis zu Skrjabin und unter Zubin Mehta das zweite Klavierkonzert von Rachmaninow. Ebenso ein Verbier-Habitué der ersten Stunde ist Mischa Maisky, der das Cellokonzert von Dvorák aufführt. Die Klavieraltmeister Grigory Sokolov, András Schiff und Radu Lupu geben sich die Ehre, die Geiger Vadim Repin und Ilya Gringolts, und Yuja Wang spielt Prokofjew im Schlusskonzert.

Schweizer Debüt

Engstroems Passion für die Entdeckung neuer Talente führt dazu, dass man in Verbier immer wieder herausragende Musiker der jungen Generation am Anfang ihrer Karriere hören kann. Nur ein Beispiel ist der persisch-österreichische Cellist Kian Soltani, der zusammen mit dem ebenfalls aus Österreich stammenden Pianisten Aaron Pilsan ein aussagekräftiges Rezital gibt mit Musik von Bach und Brahms über Zeitgenössisches von Thomas Larcher bis hin zu persischen Volksliedern und Piazzolla-Tangos.

Auch ein prominentes Schweizer Debüt gibt es: Das La-Cetra-Barockorchester aus Basel begleitet die Sopranistin Magdalena Kozená an ihrem Monteverdi-Abend. Die Grenzen des klassischen Repertoires, die in Verbier von Beginn weg offen waren, überschreitet einmal mehr Anne Sofie von Otter, wenn sie zusammen mit Rufus Wainwright und dem Brooklyn-Rider-Quartett in den virtuosen Stilmix des kanadischen Songwriters eintaucht. *Reinmar Wagner*

Verbier-Festival: 19. Juli bis 5. August.
www.verbierfestival.com

von ihnen lernen wollten. Denn so glamourös sich die Liste der Stars liest, mit der Engstroem schon in den ersten Jahren auftrumpfen konnte, das allein war nicht sein Festivalkonzept. Es ging ihm von Anfang an auch um die Akademie. Vorbild war das Festival im amerikanischen Aspen: auch ganz weit draussen, in den Bergen von Colorado, seit 1949 ein Ort, an dem sich die renommierten Musiker in Workshop-Atmosphäre abseits von Konservatorien und Musikhochschulen um die Begabtesten unter den jungen Talenten kümmerten. «Die Idee war von allem Anfang an, junge Studenten und grössere Namen herzuholen», sagt Engstroem. Und gesteht lachend: «Bei den Künstlern war es natürlich so, dass am Anfang unsere Freunde gekommen sind. Es hatte einen Preis, mit Martin Engstroem befreundet zu sein – das hiess, für wenig Geld in Verbier zu spielen ... Inzwischen muss ich nicht mehr erklären, wo Verbier liegt. Es ist fantastisch, wie viele Künstler wirklich Lust haben, hierherzukommen.»

Verbiers Luxusproblem

Mit 25 Ausgaben ist Verbier ein vergleichsweise junges Klassikfestival. Und jetzt hat Engstroem wirklich ein Problem. Wie soll er das Vierteljahrhundert würdig feiern? Er hat schon ziemlich viel Pulver verschossen, als es darum ging, den zehnten Geburtstag zu feiern. «Piano Extravaganza» hiess damals die Affiche: Acht Konzertflügel standen im Halbkreis auf der Bühne, Martha Argerich, Evgeny Kissin, James Levine, Michail Pletnjow, Leif Ove Andsnes, Lang Lang, Emanuel Ax und Staffan Scheja spielten «Walkürenritt» oder «Hummelflug». Zum 20-Jahr-Jubiläum dann gab es eine Uraufführung der russisch-amerikanischen Komponistin Lera Auerbach: Sie schrieb für Verbier «In Praise of Peace», ein Oratorium, das Charles Dutoit im Feierkonzert Beethovens neunter Sinfonie an die Seite stellte.

Aber die Menge macht's, das weiss ein Manager wie Engstroem. Und so versammelt er zum Jubiläumskonzert die erste Garde der Klassikstars zu einer Session, wie sie wohl nur ganz selten in dieser hochkarätigen Dichte weltweit zustande gekommen ist: Von Argerich und Baschet bis Zimmermann und Zukerman sind über dreissig Topstars aller Instrumente an diesem Event anzutreffen, natürlich mit dem Festivalorchester unter Gergiev und zudem mit dem Rias-Kammerchor aus Berlin. Das Programm bleibt geheim, Karten dafür gibt's natürlich längst keine mehr, aber über die Streaming-Dienste von Medici.tv oder Idagio oder später auf DVD wird das Ereignis weltweit greifbar sein.

Reiz des Scheiterns

Konzerte in Verbier sind in der Regel spektakulär – in vielerlei Hinsicht: zum Beispiel,

wenn Christian Tetzlaff die sehr schwierig zu gestaltende Geigensonate von Debussy in einer fulminanten, perfekten Form hinlegt. Oder wenn Lang Lang das dritte Klavierkonzert von Rachmaninow zu einem Ereignis an wuchtiger Kraft und hauchzarter Filigranität macht. Oder auch, wenn Stars kläglich scheitern, wie Mischa Maisky einst im Cellokonzert von Schumann, mit dem er gar nichts anzufangen wusste.

Oder einfach auch deshalb, weil durch all die vielen Meisterkurse der Verbier Festival Academy so viele junge Musiker in den Konzerten sitzen, weil die Stars hier – was sie sonst eher selten tun – selber ins Konzert gehen und ihren Kollegen zuhören, weil dadurch ein Publi-



Hochkarätige Dichte in Verbier.

kum zusammenkommt, das zum einen so fachkundig ist wie kaum ein anderes und so jugendlich-begeisterungsfähig, dass es auch die distinktiertesten Zuhörer mitzureissen vermag.

Auf Etikette gibt man eh nicht so viel in Verbier. «Wir sind in der Natur, in den Bergen. Da passen Smoking und lange Abendkleider nicht unbedingt dazu», sagt Engstroem. Man begegnet sich im Dorf, trifft sich vielleicht gar auf Bergwanderwegen. Nach den Konzerten gibt es keine Hürden, wenn man hinter die Bühne gehen und die Musiker treffen möchte, und vielleicht sitzen sie danach am Nebentisch im Restaurant. «In Verbier ist alles viel lockerer, man begegnet den Künstlern überall im Ort und kann mit ihnen sprechen. Es ist ein Teil des Erfolges von Verbier, dass wir diese Grenzen zwischen Bühne und Zuschauer-raum zwar nicht abgeschafft, aber doch abgemildert haben. Daraus hat sich eine viel lockere Präsentation ergeben, die einigen Leuten auch weniger gefallen mag. Doch die grosse

Mehrheit liebt den jetzigen Zustand. Sie möchte das Gefühl des leicht Improvisierten nicht missen.»

Tiefe Gage für Netrebko

Während der Festivalwochen erklingt pausenlos Musik in Verbier: Konzerte um 11 Uhr, um 14.30 Uhr, um 19.30 Uhr im Zelt und um 20 Uhr in der Kirche. Aber damit nicht genug: Den ganzen Tag über kann man in den Meisterkursen jungen Talenten unter der Ägide der Meister bei ihren Fortschritten zuhören oder in den Proben, die alle öffentlich sind, versuchen, hinter die Erfolgsgeheimnisse der Stars zu kommen. Im Rahmen von «Fest'Off» wird an allen Ecken und Enden dieses in die steilen Hänge hinaufwuchernden Dorfes gespielt und experimentiert, und nach dem letzten Konzert starten die Partys, die natürlich bei so viel versammelter Jugend unvermeidbar bis in die Morgenstunden dauern und deren Spuren beim einen oder anderen Teilnehmer der vormittäglichen Meisterkurse durchaus sichtbar und hörbar werden.

Fast alle diese Veranstaltungen sind gratis, und auch die Konzerte kosten nicht alle Welt. Das teuerste erhältliche Ticket (Kategorie «Premium») kostet in Verbier maximal 200

Nach den Konzerten kann man hinter der Bühne die Musiker treffen.

Franken. Aber auch für die Hälfte kann man einen guten Platz bekommen. Und wenn die Stars in der Kirche ihre Rezitals spielen, liegt der höchste Preis bei 100 Franken. Die Ticketpreise sind moderat, die Gagen sind es auch. Selbst wenn eine Anna Netrebko die Desdemona singt, erhält sie die festgelegte Höchstgage und damit einen Bruchteil dessen, was sie in Wien, London oder New York für denselben Auftritt kassieren könnte. Niemand kommt wegen des Geldes nach Verbier. Tatsächlich reisen auch die Stars hierher, weil sie gerne hier sind, weil das Konzept aufgeht – und wegen Martin Engstroem.

Sie werden noch ein paar Jahre kommen, der Spiritus Rector des Festivals ist kein bisschen müde: «Ich habe noch immer sehr viel Spass daran, meine Leidenschaft, dieses Festival zu gestalten, ist nicht erlahmt. Solange ich noch Lust und Energie habe, mache ich das noch weiter. Man kann so ein Festival nicht einfach übergeben. Lassen Sie es mich so formulieren: Gut 85 Prozent der Künstler würden auch ohne Martin Engstroem nach Verbier kommen, aber es sind die letzten zehn bis fünfzehn Prozent wie Lang Lang, Martha Argerich, Valery Gergiev und einige andere, die vielleicht ohne mich nicht kommen würden. Und die tragen wesentlich dazu bei, dass Verbier so speziell ist.»

Wärme statt Höhe

Die katalanische Sopranistin Nuria Rial gehört zu den gefragtesten Barock-Interpretinnen. Mit der Schweiz, wo ihre Karriere begonnen hat, fühlt sie sich besonders verbunden. Begegnung mit einer Künstlerin, die es aus einfachen Verhältnissen nach oben geschafft hat. *Von Marianne Zelger-Vogt*

Der Termin für unser Gespräch ist neunzig Minuten vor dem Beginn von Bachs «Matthäus-Passion» angesetzt, in der Nuria Rial den Sopranpart singt. Unerwartet gibt es eine Zusatzprobe, die sich hinzieht, die Zeit wird knapp, doch die Solistin lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Zwischen Probe und Aufführung erzählt sie in der Marienkapelle des Zürcher Fraumünsters von ihrem Leben als Musikerin. Ist solche Gelassenheit vor dem Auftritt eine Frucht der Erfahrung? «Ich habe diese Ruhe schon immer gehabt. Es bringt nichts, wenn man sich vor dem Konzert nervös in sich zurückzieht und zu grübeln beginnt», sagt sie. Ihre bodenständige Art erklärt sie mit ihrer Herkunft. «Meine Eltern hatten in ihrer Jugend kein Geld gehabt, um selber ein Instrument spielen zu lernen, umso mehr haben sie mich bei meiner Berufswahl unterstützt.»

Nuria Rial wurde in einer Kleinstadt in der Provinz Barcelona geboren als Tochter eines Fotografen und einer Coiffeuse. Man hörte in der Familie zwar ständig Musik, doch ausschliesslich Jazz und Musicals. Schon sehr früh begann sich Nuria Rial für künstlerische Berufe zu interessieren. Sollte sie Tänzerin werden? Erst als sie mit elf Jahren Klavierunterricht bekam, entdeckte sie die ihr zuvor völlig unbekannte Welt der klassischen Musik und fühlte sich von dieser unwiderstehlich angezogen. «Ich habe mich einfach ins Wasser geworfen.» Vier Jahre später begann sie die Gesangsausbildung. Ihre Klavierlehrerin hatte sie dazu gedrängt. «Es war fast ein Schock für mich, nie zuvor hatte ich eine Oper gehört.» Es war denn auch keine Oper, sondern die Arie «Erbarme

«Die Stimme entwickelt sich, ich gehe mit ihr, damit erweitert sich mein Repertoire.»

dich» aus Bachs «Matthäus-Passion», welche ihr die Augen oder vielmehr die Ohren und das Herz für den Gesang öffnete. Bis heute ist Bach ihr Leitstern geblieben.

Schon während ihres Gesangs- und Klavierstudiums am Konservatorium von Barcelona widmete sie sich besonders der Alten Musik, und als sie 1998 an die Musik-Akademie Basel in die Konzertklasse von Kurt Widmer wechselte, fand diese Vorliebe besondere Förderung. Wie sehr sie in Bachs Welt zu Hause ist, lässt sich in der Zürcher Aufführung der «Matthäus-Passion» erleben. Nicht nur klar

und rein, auch warm und strahlend klingt ihr schlanker Sopran, subtile Crescendi und ein feindosiertes Vibrato zeugen von Virtuosität, ein leichtes Schwingen des Körpers erinnert an die einstige Tanzbegeisterung, und über das jugendliche Gesicht mit den dunklen Augen huscht manchmal ein bezauberndes Lächeln, bevor die Stimme einsetzt, um der Passionser-

zählung Wort und Klang zu geben. Kein Zweifel: Diese Künstlerin ist mit Ernst und höchster Konzentration, aber ebenso mit Freude bei der Sache. Braucht es, um geistliche Musik zu interpretieren, eine spirituelle, religiöse Disposition? Eine solche, meint Nuria Rial, lasse einen die geistige Dimension dieser Musik intensiver erleben, sie mache es leichter, sich mit ihr zu



Leichtes Schwingen des Körpers: Barock-Sängerin Rial.



Leitstern Bach: Sopranistin Rial.



identifizieren, das sei etwas anderes, als wenn man deren Botschaft so übermittle, wie man eine Rolle spiele.

«Zu viel Action»

Rollenspiel – das bringt uns auf das Thema Oper. Auch in dieser Gattung weist Nuria Rials Curriculum einige prominente Stationen auf: Monteverdis «Orfeo» in der Berliner Staatsoper Unter den Linden, die Mozart-Partien Pamina («Zauberflöte») in Genua und Budapest und Ilia («Idomeneo») auf einer Schweizer Tournee; sogar in einer zeitgenössischen Oper hat sie in Madrid mitgewirkt, «Ainadamar» von Osvaldo Golijov. 2012 ist sie für ihre CD mit Opernarien Georg Philipp Telemanns mit dem «Echo Klassik» für die Operneinspielung des Jahres

Braucht es, um geistliche Lieder zu singen, eine spirituelle, religiöse Disposition?

ausgezeichnet worden. Warum steht sie nicht häufiger auf der Opernbühne? «Ich liebe die Musik pur. In der Oper, so schön sie als Gattung ist, gibt es mir zu viel, was von der Musik ablenkt, Dekorationen, Kostüme, Action. Deshalb setze ich den Schwerpunkt meiner Arbeit ganz bewusst bei Konzerten und Rezitals.»

Die Spezialisierung auf Renaissance- und Barockmusik entspricht dem Charakter und den besonderen Qualitäten von Nuria Rials Stimme. Empfindet sie das als Einschränkung, wünscht sie sich manchmal eine andere Stimme? «Ich liebe andere Stimmen durchaus, vor allem auch die mittleren, es gibt unglaublich schöne Musik für Mezzosopranen. Das Wichtigste ist mir die Wärme, nicht die Höhe. Doch ich bin glücklich mit der Musik, die zu meiner Stimme passt, und es ist ja keineswegs nur die Alte Musik. Die Stimme entwickelt sich, ich gehe mit ihr, damit erweitert sich mein Repertoire in Richtung Romantik, deutsches, französisches und spanisches Lied. Ich versuche die Grenzen auszuloten, möchte nicht nur

Barockspezialistin sein.» Zum Beweis erwähnt sie ihre jüngste CD, «Vocalise» (Sony), auf der sie unter anderem Werke des brasilianischen Komponisten Heitor Villa-Lobos interpretiert. Begleitet wird sie dabei von acht Cellistinnen und Cellisten des Sinfonieorchesters Basel.

Treue zur Schweiz

Diese Konstellation ist kein Zufall, mit Basel ist Nuria Rial nicht allein durch ihr Studium verbunden, neun Jahre hat sie hier gelebt, ehe sie mit ihrem aus Deutschland stammenden Mann und ihrem kleinen Sohn über die Grenze ins Badische zog, weil sie dort günstig eine grössere Wohnung fanden. Inzwischen hat sie das Heimweh nach Spanien zurückgeführt, in die Gegend von Valencia, doch sie kommt zwischen ihren Engagements in aller Welt, von New York bis Salzburg und von Abu Dhabi bis Amsterdam, immer wieder gerne in die Schweiz zurück. Hier habe man ihr die ersten Chancen gegeben. Dass sie gleich nach Studienabschluss den Förderpreis Helvetia Patria Jeunesse erhalten habe, sei ein grosser Ansporn und wichtiger Karriereschritt gewesen, und die J.-S.-Bach-Stiftung in St. Gallen mit ihren Trogener Kantaten-Konzerten nennt sie einen Referenzort der Bach-Interpretation.

Die DVD-Aufnahmen, die diese Konzerte in perfekter Wiedergabe dokumentieren, bilden in Nuria Rials umfangreicher Diskografie einen Schwerpunkt. Auch mit dem Basler Kammerorchester verbindet sie eine lange und enge Zusammenarbeit. Eine internationale Karriere bedeutet ständiges Unterwegssein. Wie lässt sich das vereinen mit einem harmonischen Familienleben? Auch Nuria Rials Ehemann ist Musiker, er spielt das historische Blasinstrument Zink und hat seine Wurzeln ebenfalls in der Alten Musik. Ist das für das Zusammenleben positiv? «Wir treten selten zusammen auf, geben je unsere eigenen Konzerte. Wichtig ist, dass wir gegenseitig Verständnis haben für unseren Beruf. Es bedeutet mir sehr viel, dass mich mein Mann unterstützt, dass er mir Freiraum gibt für meine Karriere und dass er für unseren zwölfjährigen Sohn da ist, wenn ich auf Reisen bin.» Auch im bevorstehenden Festspielsommer wird Nuria Rial von ihm immer wieder hören dürfen: «Geh du singen, ich schaue zu Hause.»

Nächste Auftritte von Nuria Rial in der Schweiz:
«Baroque Twitter» mit dem Kammerorchester Basel: 12. Mai im Kloster Muri, 13. Mai im Landgasthof Riehen, 21. Mai in der Kartause Ittingen (an den Ittinger Pfingstkonzerten tritt Nuria Rial auch mit dem Barockorchester La Cetra auf, 20. Mai), 25. Mai im Temple de Lutry, 26. Mai im Dominikanerkloster Guebwiller (Elsass); Les Passions de l'Âme und Nuria Rial: 4. Juli in der Eglise du Collège Saint-Michel, Fribourg; «Stabat Mater» von Luigi Boccherini mit dem Orchester Le Phénix: 14. September in Chur

Marianne Zelger-Vogt war über dreissig Jahre lang Feuilletonredaktorin bei der NZZ.

Sanfter Revolutionär

Markus Hinterhäuser wirkt mit seiner Weltschmerz-Attitüde nicht gerade wie ein Festspiel-Intendant. Dennoch ist er für den Traditionsanlass ein Glücksfall.
Von Manuel Brug



«Das Neue ist heute nicht selten sehr alt»: Festspiel-Chef Hinterhäuser.

In der Pause saugte er noch ein wenig nervös an seiner Zigarette, nach der Premiere waren es dann entspannte Züge, auch wenn ein nörgeliger Dirigent per Handy-SMS schon wieder seine Aufmerksamkeit einforderte. Markus Hinterhäuser, seit einem Sommer neuer Intendant der Salzburger Festspiele, konnte bereits nach seiner ersten Premiere 2017 zufrieden sein: Mozarts späte, spröde «La clemenza di Tito» mit dem Dream-Team Teodor Currentzis/Peter Sellars war wunderbar berührend über die Bühne gegangen, beim Publikum begeistert angekommen – ein paar Buhs von der immer noch existierenden Konservativfraktion gehören ja schon zur hiesigen

Folklore. Und so ging es dann weiter. Der letzte Salzburger Festspielsommer mit vielen Tops und sehr wenigen Flops («Aida»!) in der Oper, im Schauspiel wie im Konzert – das war der Sommer des Markus Hinterhäuser.

Kein Salzburger Festspielchef hatte je eine so lange Historie mit dem Festival. Tatsächlich ist Hinterhäuser längst verbandelter und verstrickter Insider, behält sich aber die Position der genüsslich grantelnden Beobachtung von aussen vor. So wie er sich mit seinem damaligen Kompagnon Thomas Zierhofer-Kin ab 1993 das kleine Büro über dem Eingang des Toscanini-Hofes auf dem Weg zur Tiefgarage teilte, um mit Duldung, bald auch Umarmung

des damaligen Aufrüttlens Gerard Mortier mit dem «Zeitfluss»-Annex das konservative Konzertprogramm mit Zeitgenossenschaft und klassischer Nachkriegsmoderne zu erweitern, aber niemals zu sprengen. Heute blickt Hinterhäuser von seinem Haus am Mönchsberg genau auf dieses Büro – und damit auf seine Anfänge.

«Unser Markus»

Auf den ersten Blick scheint Markus Hinterhäuser an die Spitze ausgerechnet der Salzburger Festspiele gar nicht zu passen. Er trägt gern einen blauen, selbst gebügelt angeknautschten wirkenden Anzug, dazu ein weis-

ses, offenes Hemd. Er ist ein sanfter Revolutionär – eigentlich ein kunst- und weltoffener Konservativer, der gern den Kanon abklopft und neu montiert. Der in Salzburg Aktualität will, aber dann doch nicht Avantgarde um jeden Preis: «Das Neue ist heute nicht selten sehr alt», «Es gibt noch so vieles, was in Salzburg nie oder lange nicht zu sehen war. Hans Werner Henzes hier 1966 uraufgeführte Oper «Die Bassariden» zum Beispiel». Die kommt nämlich diesen Sommer.

In Salzburg lieben sie alle «unseren Markus»: den milden, verschmitzt-vergrübelten Weltschmerzler, den es trotzdem zur Macht drängt. Zu einer Macht, die Kreativität erlaubt. Und dabei wird er von seiner vermutlich wohl auf Lebenszeit (momentan bis 2020) amtierenden Präsidentin Helga Rabl-Stadler unterstützt. Beide kommen einander nicht ins Gehege, sie hält sich in Sachen Kunst zurück, er überlässt ihr die Repräsentation und die immer wichtigere Sponsorenpflege.

Nervös war Markus Hinterhäuser 2017 nur noch ein zweites Mal. In der von seinem Vorgänger Alexander Pereira übernommenen, jetzt stärker mit dem übrigen Programm vernetzten «Overture spirituelle» mit geistlicher Musik spielte er an der Seite des aufsteigenden Klaviersterns Igor Levit Olivier Messiaens nicht eben einfache «Visions de l'Amen», eine Suite für zwei Klaviere. Denn natürlich hatte er wieder viel zu wenig Zeit zum Üben. Der Elisabeth-Leonskaja-Schüler ist ausgebildeter Pianist, begleitete Brigitte Fassbaender und spielt gegenwärtig mit dem Starbariton Matthias Goerne.

Sein Sohn auf der Bühne

Von den Festspielleitern der jüngeren Salzburg-Geschichte war Jürgen Flimm Regisseur, Peter Ruzicka Komponist, Sven-Eric Bechtolf Schauspieler – Hinterhäuser aber ist seit Herbert von Karajan der erste ausübende Musiker an der Spitze der Festspiele. Zwischen 2006 und 2010 war er in Salzburg schon Konzertchef, 2011 führte er interimistisch die von Flimm geplanten, aber vorzeitig verlassenen Festspiele. Die Jahre 2014 bis 2016, die er als Chef der Wiener Festwochen absolvierte, wollten viele nur als Warmlaufen für die fast sichere Wahl zum Salzburger Intendanten sehen.

Schliesslich hat Hinterhäuser, der an Salzburg leidet und die Stadt natürlich trotzdem liebt, seine Hausaufgaben vor Ort gemacht. Schon bei den von einem andern Team veranstalteten Osterfestspielen sassen sie traulich im Saal nebeneinander: der Bankier Heinrich Spängler, jahrzehntelanger Chef der mächtigen «Festspielfreunde»; die ihm bestens vertraute Helga Rabl-Stadler; Markus Hinterhäuser's Frau, Maria Wiesmüller, Tochter des ehemaligen Festspielpräsidenten und Justiziarin der Osterfestspiele, und der neue kaufmännische Leiter des Festivals, Lukas Crepez,



«Funktionieren und verkaufen»: stimmungsvolles Salzburg.

Patensohn Hinterhäuser's. Auf der Bühne in Salvatore Sciarrinos «Lohengrin» in einer stummen Rolle: Hinterhäuser's Sohn Jacob. Salzburg ist eben eine kleine Stadt. Und Hinterhäuser, der 1958 in La Spezia geborene Sohn einer Italienerin, mittendrin.

Und er stellte weitere, freilich künstlerisch-programmatische Beziehungen her. Bei der «Overture spirituelle» etwa gab es einen kleinen Messiaen-Schwerpunkt, dazwischen zwei Konzerte, die den mit rotgeschnürten Springerstiefeln auftretenden Dirigenten Teo-

Er ist ein kunst- und weltoffener Konservativer, der gern den Kanon abklopft und neu montiert.

dor Currentzis samt seinem russischen Musica-Aeterna-Orchester und Chor mit Mozart und Schnittke in den Mittelpunkt stellten. Die erste Oper, der Ort und ihr Team wurden ebenfalls sehr bewusst gewählt.

Denn das neue, postkarajanische Salzburg wurde am 17. August 1992 in der Premiere von Olivier Messiaens als unspielbar erachteter szenischer Heiligenlegenden-Oper «Saint François d'Assise» geboren. Gerard Mortier überliess die schwierig zu bespielende Felsenreitschule einem amerikanischen Team: dem Los Angeles Philharmonic unter dem Finnen Esa-Pekka Salonen, dem Regisseur Peter Sellars, dem Bühnenbildner George Tsypin und

dem Lichtgestalter James F. Ingalls. Das Ergebnis an diesem heissen Tag war pure Magie: ein Gottesdienst des Klangs und ein optischer Trip mit zuckenden Neonblitzen. Der Abend wurde zu einer Ikone des zeitgenössischen Musiktheaters.

2017 also, genau ein Vierteljahrhundert nach jener Grosstat, eröffnete Peter Sellars mit seinen Mitstreitern an einem schnürlregensatten, später aufklarenden Julitag die Salzburger Intendanz des damals seine ersten kreativen Schritte unternehmenden Markus Hinterhäuser mit «La clemenza di Tito», natürlich wieder in der Felsenreitschule. Aber Hinterhäuser weiss: Selbst wenn letztes Jahr so gut wie alles geglückt ist – auch 2018 müssen die sechs Opernpremierer (ausserdem «Zauberflöte» mit Bruno Ganz als Erzähler, «Salome», von Romeo Castellucci regieinstalliert, Tschaikowskys von Mariss Jansons / Hans Neuenfels interpretierte «Pique Dame», Monteverdis «L'incoronazione di Poppea» und die Rossini-Übernahme von Pflingsten mit Cecilia Bartoli) sowie der grosse Rest des Programms «funktionieren und sich verkaufen». 224 054 Karten warten zu Preisen zwischen 5 und 450 Euro.

Die Salzburger Festspiele 2018 dauern vom 20. Juli bis 30. August. Es gibt 38 Operaufführungen, 58 Schauspielabende, 89 Konzerte (plus eine Gala-Soiree) und 20 Aufführungen im Kinder- und Jugendprogramm.



Höchste Konzentration und Ausgelassenheit: das berühmte Mahler Chamber Orchestra.

Ensembles

Ein Geist von Anarchie

Das Mahler Chamber Orchestra nimmt am Lucerne Festival eine zentrale Rolle ein. Unser Autor hat das herausragende Kollektiv auf seiner Tournee begleitet – und macht sich seither keine Sorgen mehr um die Zukunft der klassischen Musik. *Von Manuel Brug*

Ein Profiorchester tut so was nicht: zwölf Stunden klaglos mit dem Bus durch die Alpen fahren, neun Stunden proben und immer lachen, Spass haben, das Wohlbekannte freudig und mit beherztem Bogenstrich noch einmal von vorne spielen. Doch das Mahler Chamber Orchestra (MCO) ist ein äusserst professioneller Klangkörper, der – mit einem Durchschnittsalter der Musiker von etwa 35 Jahren – das Jungsein nicht verlernt hat. Im 21. Jahr seines Bestehens feiert er nun ganz unaufgeregert seine internationale Volljährigkeit. Zwar gehören solche Gewaltstouren vom Südtiroler Toblach ins Berner Oberland nach Gstaad inzwischen der Vergangenheit an, doch Alltag nach Vorschrift, den gibt es in diesem erfrischenden, derzeit mit der vierten Generation von Instrumentalisten musizierenden Orchester noch immer nicht – und neugierig ist man schon aus Prinzip.

Wie gerade wieder auf einer organisatorisch unaufgeregten, aber musikalisch spannungsvollen Tournee durch die italienischen Stammlande Ferrara, Reggio Emilia und Turin festzustellen war. Mit dem vielseitigen Franzosen

François-Xavier Roth hat man sich erst kürzlich einen der spannendsten Dirigenten der mittleren Generation für eine von ihm enthusiastisch gelobte regelmässige Zusammenarbeit geangelt, der den aus lauter auf Gemeinschaftsgefühl stehenden Individualisten gebildeten Klangkörper durch Bartók wie Haydn mit der gleichen Verve führt.

Inzwischen wird man souverän, dank der bleibenden Erfolge und einer soliden Routine, die nie wirklich eine ist, der nach wie vor weltweiten Nachfrage Herr. Und das vor allem, weil diesen so versatilen Musikern die Freude am eigenen Tun nicht abhandengekommen ist. Man hört sie in Tokio, London, Paris, Berlin, Zürich, Wien, Salzburg, Baden-Baden. Immer wieder in der orchesterlosen französischen und italienischen Provinz. Und an so lauschigen Plätzen wie Landshut (wo 1997 alles begann), beim kalifornischen Ojai Music Festival, in Aldeburgh oder Aix-en-Provence, wo das Orchester lange einen festen Residenzaufenthalt hatte und wo die Konzentration auf die Musik noch leichter fällt als sonst. Heute ist der sommerliche Fixpunkt des MCO-Jah-

res Luzern – als bewährter Nukleus des 2003 neugegründeten Festivalorchesters.

Begonnen hat es ähnlich wie bei der Deutschen Kammerphilharmonie oder wie beim Chamber Orchestra of Europe: Knapp 50 Musiker, die aus Altersgründen einem renommierten Jugendorchester entwachsen sind – in diesem Fall dem namengebenden Gustav-Mahler-Jugendorchester –, möchten zusammenbleiben, den Geist von Anarchie und Engagement, von höchster Konzentration und Ausgelassenheit weitertragen. Sie wollen sich immer wieder finden, weil Talent und Freundschaft binden. Sie kommen aus ganz Europa, sie versammeln sich für jede Tournee an einem Probenort und schwärmen dann wieder aus, um sich auf höchstem Niveau künstlerisch auszudrücken.

Abbados Verdienst

Erlebte man, wie aus einem Haufen junger Leute in Jeans und Turnschuhen, an denen nichts Sensationelles festzustellen war, in Sekunden unter Anleitung eines eben noch am meisten albernden Hänflings namens Daniel Harding ein elitärer Klangkörper von erfrischender Musi-



der alten Turiner Fiat-Fabrik Lingotto für die Mikrofone weiter unnachgiebig gefeilt wurde.

Denn welches neue Orchester kann sich bis heute, in einer Zeit zurückgehender Aufnahme-tätigkeit, schon rühmen, gleich nach der Mahler-CD mit Anna Netrebko eine Arienplatte, mit dem Berliner Oboenstar Albrecht Mayer eine Konzert-CD und mit der grossen, so befreiend wild spielenden Martha Argerich Beethovens zweites und – als Argerich-Premiere – drittes Klavierkonzert eingespielt zu haben? Alles natürlich unter Claudio Abbado. Doch auch die letzte Chopin-CD mit dem russischen Klavierstar Daniil Trifonow wurde besonders wegen des Klangkörpers gelobt.

Krux der Basisdemokratie

Daniel Harding, zeitweilig auch mal Chefdirigent, seit 2011 Ehrenchef und heute 42 Jahre alt, hat einen rasanten Dirigentenweg gemacht. Er ist inzwischen geschieden, seine Ex-Frau spielt als Gründungsmitglied des MCO dort immer noch Bratsche. So geht das Orchesterleben. Musiker kamen und gingen, Beziehungen untereinander zerbrachen, Familien wurden gegründet. Nicht jeder wollte immer frei sein. Man hat bisweilen (zu) viel diskutiert, Basisdemokratie musste gelernt werden. Man hat einige Manager verschlissen. Der meist

zierlust und feinsten Sinnlichkeit des Tons wurde, dann brauchte man sich um die Zukunft der klassischen Musik keine Sorgen zu machen. Dabei blieb das inzwischen auf hochsoliden Füßen stehende Unternehmen Mahler Chamber Orchestra beständig ein Abenteuer, abgefedert durch Talent, Chuzpe, effizientes Management – und beste Verbindungen.

In diesem Fall knüpfte sie einmal mehr Claudio Abbado. Er gab 1997 den Flügge werden wollenden Zöglingen des von ihm gegründeten Gustav-Mahler-Jugendorchesters Starthilfe durch Einladungen nach Ferrara und Aix-en-Provence. Abbado erkor sich für den «Don Giovanni» den gerade einmal auf vier Konzerte zurückblickenden Klangkörper. Die Musiker nutzten ihre Chance, vor einer Weltöffentlichkeit zu punkten, so wie auch Abbados Assistent Daniel Harding, dem sogar die Premiere überlassen wurde. Die Produktion war eine Sensation, wurde mehrere Sommer lang gespielt, nach einer globalen Tour verfilmt und auf CD gebannt.

Am Anfang spielte man viel Oper, heute vermehrt Konzerte. Doch vom Namenspatron Gustav Mahler sind fast nur Schönberg-Kammerfassungen der Orchesterlieder möglich und die erste und vierte Sinfonie, die man natürlich auch eingespielt hat. Keiner beklagte sich damals, als nach einem 18-Stunden-Arbeitstag aus Generalprobe, Aufnahmesitzung und Konzert nachts um halb zwei – nach einer wilden Pizzaschlacht für alle – im längst leeren, von Renzo Piano gestalteten Konzertsaal



«Wie ein Spiegel»: Lucerne-Chiefdirigent Chailly.

gutgelaunte Michael Adick, der auch schon ewig dabei ist, scheint natürlich in seinen jetzigen Chefposten hineingewachsen. Die erste Managerin, Andrea Zietzschmann, ist heute Intendantin der Berliner Philharmoniker. Und der Gründungskonzertmeister, Antonello Manacorda, hat sich vom Geiger zum vielgefragten Dirigenten weiterentwickelt – zu dem auch das Mahler Chamber Orchestra die Verbindung hält.

Als eingetragener Verein hat man den Geschäftssitz in Berlin, manche der noch fünf-

zehn Gründungsmitglieder wohnen inzwischen auch dort. Doch die meisten der dreissig weiteren Mitglieder fliegen zu jeder Konzertperiode zum Probenort ein, sogar aus Japan und Australien. Manche sind nur zu zwei Dritteln dabei, haben feste Orchester- oder Lehrstellen, machen dazwischen Kammermusik oder etwas ganz anderes. MCO, das ist eine Lebensform – und es zieht freilich als eines der besten Kammerorchester der Welt nach wie vor abenteuerwillige Dirigenten an: Sir Roger Norrington, Paavo Järvi, Philippe Herreweghe, Vladimir Ashkenazy, Marc Minkowski, Teodor Currentzis. Eng ist man inzwischen mit Daniele Gatti wie auch mit den dirigierenden Pianisten Mitsuko Uchida und Leif Ove Andsnes verbunden. Ein solventer Freundeskreis bezahlte die Stradivari-Violine für den Konzertmeister.

Ein vielgefragtes Orchester wie das MCO, das einen so direkten, ausgeglichenen Klang hat, ist für jeden Dirigenten eine Wunschvorstellung. Natürlich ist man in vielen Stilen zu Hause, mit der Alte-Musik-Spielweise vertraut, auch in der Moderne bewandert. Wenn auch zu wenig, weil die Gastgeber meist klassisch-romantische Tradition fordern. Doch bezahlte Überstunden, Ruhezeiten, Freizeitausgleich, Tarifgehalt – das sind auch nach über 300 Tourneen nach wie vor Fremdwörter für das Mahler Chamber Orchestra. Mitunter ist es ein halbes Jahr lang unterwegs. Ein Klangkörper auf Zeit, der sich beständig neu befeuert. Ein Modell für eine freiere, selbstbestimmte, undogmatische, aber auch mühsamere Orchesterzukunft? Auch andere Orchester sind diesen Weg gegangen. Aber kein anderes verdiente und erspielte sich in so kurzer Zeit so viel Lorbeeren wie das MCO. Ein Ideal für viele Unternehmungen in einer unsicheren Zeit, möchte man meinen.

Seit 2003 haben sie freilich vor allem im Sommer Ruhe in Luzern, wo Claudio Abbado mit dem Mahler Chamber Orchestra als Herzstück und vielen berühmten Musikerfreunden das neue Lucerne Festival Orchestra ins Leben gerufen hat. Auch Riccardo Chailly, nach Abbados Tod nun der neue Chefdirigent, kommt schnell ins Schwärmen über Akkuratheit wie Flexibilität, Wärme, Präzision und beständige Frische dieser Musiker. Sicher, er hat ein paar Schlüsselspieler ausgetauscht, aber das MCO als Mittelpunkt stand nie zur Disposition. Was macht diese Orchestermitglieder aus? «Diese Leute sind wie ein Spiegel. Sie zeigen mir sofort, was ich richtig und was ich falsch gemacht habe», schwärmt Daniel Harding. Und das soll auch so bleiben, wenn man jetzt erwachsen geworden ist.

Beim Lucerne Festival 2018 spielt das Mahler Chamber Orchestra zwischen dem 17. und 28. August zwei eigene Konzerte und mit dem Festival Orchestra unter Riccardo Chailly Werke von Mozart, Wagner, Bruckner, Debussy, Ravel und Strawinsky.



Vom «Nussknacker» bis «Le sacre du printemps»: malerisches Ernen.

Ernen

Üben in der Gefängniszelle

Wie in einem kleinen Oberwalliser Bergdorf ohne grössere Hotels eines der interessantesten Musikfestivals der Schweiz entstand.

Von Reinmar Wagner

Ernen ist ein magischer Platz, in vielerlei Hinsicht. Das Oberwalliser Bergdorf, herrlich gelegen auf einer Terrasse über dem Tal, verdankt seine Existenz dem damaligen Säumerweg über den Albrunpass. Das mittelalterliche Tellenhaus zeugt noch von diesen Tagen, und auch die Dorfkirche mit üppig ausgemalten Altären, einer guten Akustik und einer wertvollen historischen Orgel ist zu jener Zeit so gross gebaut worden, dass sie heute für ein Kammermusikfestival 400 Plätze anbieten kann. Das reicht für eine ausgeglichene Bilanz, wie der Festivalleiter Francesco Walter stolz betont.

Grosse Hotels gibt es nicht in Ernen, nur familiäre kleine, dazu viele Ferienwohnungen. Fast staunt man, dass jeden Abend 400 Leute zu den Konzerten in der Kirche auftauchen, dass diese kleinen Holzhäuser so viele Menschen beherbergen können. Aber die Leute kommen, und sie kommen noch immer zum grössten Teil aus dem Tal. Viele sind Feriengäste: Man hört Holländisch und Englisch, Hochdeutsch und Französisch.

Professor im Goms

Im Jahr 1974 kam der berühmte ungarische Pianist György Sebök, Professor an der Musikhochschule im amerikanischen Bloomington, ins Goms und richtete einen Meisterkurs ein. Seböks Name zog viele Studenten an, der

sommerliche Meisterkurs in Ernen wurde zur festen Institution. Francesco Walter, heute Intendant in Ernen, zog schon damals organisatorisch die Fäden, und er war fasziniert vom Charisma des ungarischen Pianisten: «Sebök hatte eine so ungeheure Begeuerungsfähigkeit, dass die Akademie, die ihm vorschwebte, auch unter den ganz einfachen Verhältnissen hier in Ernen realisiert werden konnte. Geübt wurde an den unmöglichsten Orten, in der Dusche der Turnhalle oder sogar in der Gefängniszelle, über die Ernen als Gerichtsort verfügte. Man hat einfach alle verfügbaren Räumlichkeiten ausgenutzt, man wohnte bei den Einheimischen. Und hinter allem steckte der Enthusiasmus von György Sebök.»



Festivalleiter Walter.

Aus dem Meisterkurs wurde ab 1987 ein Musikfestival, das von Francesco Walter nach Seböks Tod über den ganzen Sommer ausgeweitet wurde. Eine Barockwoche kam zur Kammermusik hinzu, bald eine Klavierwoche, dazu Konzertformate mit Neuer Musik, konzentrierte Wochenenden mit mehreren Konzerten pro Tag, aber etwa auch eine Schreibwerkstatt mit der Krimiautorin Donna Leon. «Unverwechselbarkeit ist das, was zählt für uns», sagt Francesco Walter. «Die Besucher sollen wissen: Was sie hier hören, hören sie sonst nirgends.»

Auch nach Seböks Tod kamen seine Musikerfreunde weiterhin nach Ernen. Ada Pesch

zum Beispiel, die Barockgeigerin vom Opernorchester Zürich, oder die Cellistin Xenia Jankovic, die heute für die Programme der Kammermusikwochen verantwortlich ist. Wichtig sei ihr die Kombination bekannter und unbekannter Stücke, sagt die Cellistin aus Serbien: «Wenn man zu viele bekannte Werke aufführt, kommt man sehr leicht ins Vergleichen: Wer spielt wie? Oder sogar: Wer spielt besser? Wenn man zu viele unbekannte Stücke, möglicherweise sogar moderne hat, dann ist man leicht überfordert von einer unbekanntem Tonsprache.» Das gehe nicht nur dem Publikum so, sondern auch den Musikern. Deshalb sei Abwechslung so wichtig.

Barocke Tanzsuiten

Diesen Sommer stellt Francesco Walter «Tanz» als Motto über seine diversen Programmteile. Es gibt zwar keine Ballette in der Dorfkirche, aber zum Beispiel eine Version von Strawinskys «Geschichte vom Soldaten» mit dem Tänzer Michel Briand. Natürlich ist die Auswahl der Werke generell auf Musik fokussiert, die mit dem Tanzen in Verbindung steht, vom «Nussknacker» bis «Le sacre du printemps».

Die Klavierwoche Anfang Juli bringt Pietro De Maria und Beatrice Berrut nach Ernen, die folgende Barockwoche trumpft auf mit barocken Tanzsuiten und den Stimmen von Ann Hallenberg und Maite Beaumont, die Kammermusikwochen im August zeigen einmal mehr die Freude von Xenia Jankovic am Entdecken entlegenen Repertoires.

In «Kammermusik kompakt» erforscht das Gringolts-Quartett am letzten Juniwochenende konzentriert Meilensteine des Repertoires von Haydn über Beethoven und Brahms bis Dutilleux, in «Klavier kompakt» spielt sich Dasol Kim Ende August quer durch das Œuvre von Chopin.

Im Internet: www.musikdorf.ch

KIND HEIT

SOMMER-FESTIVAL

17. August –
16. September 2018

Info: lucernefestival.ch

Ausgewählte Konzerte

24. August

LUCERNE FESTIVAL ORCHESTRA | Chor des
Bayerischen Rundfunks | **Riccardo Chailly**
Werke von **Debussy** und **Ravel**

1. September

Orchester der LUCERNE FESTIVAL ACADEMY |
Matthias Pintscher | **Pierre-Laurent Aimard** |
Tamara Stefanovich
Werke von **Kurtág, Eötvös, Bella** und **Zimmermann**

3. September

Münchner Philharmoniker | **Valery Gergiev**
Werke von **Ljadow, Strawinsky** und **Rimsky-Korsakow**

5. September

Royal Concertgebouw Orchestra Amsterdam |
Daniele Gatti | **Anett Fritsch**
Werke von **Wagner, Berg** und **Bruckner**

10. September

London Symphony Orchestra und Chorus |
Sir Simon Rattle | **Magdalena Kožená** und weitere **Solisten**
Werke von **Ravel**

12. September

Boston Symphony Orchestra |
Andris Nelsons | **Baiba Skride**
Werke von **Bernstein** und **Schostakowitsch**

Hauptsponsoren

CREDIT SUISSE 

 **Nestlé**
Good Food, Good Life

 **Roche**

THE ADECCO GROUP
FOUNDATION

 **ZURICH**



Klassik-Sommer 2018

Die Schweizer Festivals und Open-Air-Veranstaltungen im Überblick.

Deutschschweiz, Mittelland

Lucerne Sommer-Festival

17. August bis 16. September

Das grösste und wichtigste Klassikfestival der Schweiz steht dieses Jahr unter dem Motto «Kindheit». Einmal mehr ist die vierwöchige Veranstaltung ein Stelldichein der weltweit bedeutendsten Orchester und Solisten. www.lucernefestival.ch

Festspiele Zürich

1. bis 24. Juni 2018

Gemeinsamer Anlass der grösseren Kulturinstitutionen der Stadt Zürich mit mehr als 140 Veranstaltungen in den Sparten Oper, Musik, Theater, Bildende Kunst, Literatur und Tanz. www.festspiele-zuerich.ch

St. Galler Festspiele

29. Juni bis 13. Juli

Auf der Open-Air-Bühne im Klosterhof mitten in der St. Galler Altstadt wird dieses Jahr Giacomo Puccinis Oper «Edgar» aufgeführt. www.stgaller-festspiele.ch

Werdenberger Schloss-Festspiele

2. bis 18. August

Freilichtaufführung von Verdis «La Traviata» am Werdenbergersee. www.latraviata18.ch

Solsberg-Festival

8. bis 24. Juni

Festival der argentinischen Starcellistin Sol Gabetta mit Konzerten in der barocken Klosterkirche Olsberg sowie in Rheinfelden und Bad Säckingen (D). www.solsberg.ch

Lenzburgiade

19. bis 24. Juni

Klassik und Folk im Schloss Lenzburg. www.lenzburgiade.ch

Gartenoper Langenthal

20. Juni bis 7. Juli

Albert Lortzings Opera buffa «Der Wildschütz» auf der Freilichtbühne im Rosengarten der Alten Mühle. www.gartenoper-langenthal.ch

Boswiler Sommer

30. Juni bis 8. Juli

Sommer-Festival des Künstlerhauses Boswil im Kanton Aargau. www.kuenstlerhausboswil.ch

Kyburgiade

3. bis 7. August

Internationales Musikfestival auf Schloss Kyburg im Kanton Zürich. www.kyburgiade.ch

Murten Classics

12. August bis 2. September

Drei Wochen Klassik im malerischen Städtchen Murten. www.murtenclassics.ch

Appenzeller Bachtage

15. bis 19. August

Festival von Konrad Hummlers J.-S.-Bach-Stiftung. www.bachtage.ch

Musikalische Begegnungen Lenzburg

24. August bis 9. September

Experimentelle Musik an verschiedenen Standorten in Lenzburg. www.mbl-lenzburg.ch

Festival Kammermusik Bodensee

31. August bis 2. September

Konzert-Wochenende im Lilienberg-Zentrum ob Ermatingen. www.kammermusikbodensee.com

Festival der jungen Stimmen, Sigriswil

30. September bis 15. Oktober

Förderprojekt für junge Opernsänger aus aller Welt. www.opernwerkstatt.com

Alpen-Festivals

Wallis

Verbier Festival

19. Juli bis 5. August

Enorme Dichte an Künstlern von Weltrang. Das Verbier Festival Orchestra wird geleitet von Valery Gergiev. www.verbierfestival.com

Musikdorf Ernen

10. Juni bis 16. September

Kammermusik-, Klavier- und Barockkonzerte in einem der schönsten Dörfer der Schweiz. www.musikdorf.ch

Música Romântica, Saas-Fee

8. bis 17. August

Festival der brasilianischen Pianistin und Dirigentin Eliane Rodrigues. www.musicaromantica.ch



Magisch: St. Galler Festspiele mitten in der

Sion Festival

17. August bis 2. September

Sinfonische Musik, Kammermusik und Rezitals an verschiedenen Standorten. www.sion-festival.ch

Zermatt Music Festival

7. bis 16. September

Veranstaltung rund um das Scharoun-Ensemble, eine Formation aus Mitgliedern der weltbekannten Berliner Philharmoniker. www.zermattfestival.com

Berner Oberland

Gstaad Menuhin Festival

13. Juli bis 1. September

Hochkarätiges, von Geigengenie Yehudi Menuhin (1916–1999) gegründetes Festival im Berner Oberland. Dieses Jahr unter dem Motto «Les Alpes». www.gstaadmenuhinfestival.ch

Schlosskonzerte Thun

1. bis 24. Juni

Klassik und Jazz im Rittersaal des Schlosses Thun. www.schlosskonzerte-thun.ch

Musikfestwoche Meiringen

6. bis 14. Juli

Konzerte unter anderem mit der Camerata Bern. www.musikfestwoche-meiringen.ch



Altstadt.

Oper Schloss Hallwyl

27. Juli bis 26. August

Rossinis Märchenoper «La Cenerentola» im Hof des idyllischen Wasserschlosses.

www.operschlosshallwyl.ch

Bachwochen Thun

17. August bis 8. September

Ein dem Komponisten Johann Sebastian Bach gewidmeter Konzertzyklus.

www.bachwochen.ch

Mendelssohn-Musikwoche Wengen

18. bis 25. August

Konzertreihe in der reformierten Kirche.

www.mendelssohn-wengen.ch

Swiss Chamber Music Festival, Adelboden

14. bis 23. September

Auftrittsplattform für die Gewinner des Orpheus-Musikwettbewerbs für junge Talente.

www.swisschambermusicfestival.ch

Graubünden

Engadin Festival

28. Juli bis 11. August

Das kleine, aber exklusive Festival an verschiedenen Standorten im Engadin. www.engadinfestival.ch

Davos Festival

4. bis 18. August

Plattform für hochbegabte junge Musiker aus aller Welt.

www.davosfestival.ch

Flimsfestival

Juli und August

Konzertreihe in Flims, Laax und Falera.

www.flimsfestival.ch

Domleschger

Sommerkonzerte

26. Juli bis 5. August

Kammermusik an verschiedenen Standorten im Domleschg.

www.dosoko.ch

Uri und Glarus

Musikwoche Braunwald

1. bis 7. September

Klassische Musik in der autofreien Gemeinde im Glarnerland.

www.musikwoche.ch

Andermatt Swiss Alps Classics

22. Juni bis 1. Juli

Zweite Ausgabe des Klassikfestivals, unter anderen mit Starpianist Lang Lang.

www.andermatt-classics.ch

Westschweiz

Septembre Musical, Montreux-Vevey

31. August bis 9. September

Eine der grössten Veranstaltungen für klassische Musik in der Schweiz. www.septmus.ch

La Folia, Rougemont

17. bis 21. Mai

Festival für Alte Musik in der Kirche Saint-Nicolas von Rougemont.

www.festival-la-folia.com

Lavaux Classic

14. bis 24. Juni

Konzerte im Lavaux, dem Unesco-Welterbe am Genfersee. www.lavauxclassic.ch

Avenches Opéra

28. Juni bis 7. Juli

Im römischen Amphitheater wird unter dem Titel «Opéra en fête» eine Zusammenstellung von bekannten Opernmelodien gespielt.

www.avenchesopera.ch

Puplinge Classique Festival

14. Juli bis 18. August

Vielseitiges Festival in der Genfer Gemeinde.

www.puplinge-classique.ch

Piano à Saint-Ursanne

2. bis 12. August

Klavierkonzerte im malerischen Dorf im Jura.

www.crescendo-jura.ch

Sipiano, Saint-Légier

18. bis 25. August

Piano- und Kammermusikfestival in der Nähe von Vevey.

www.sipiano.com

Tessin

Ceresio Estate, Region Lugano

26. Juni bis 7. September

Musik an den schönsten Orten rund um den Luganersee. www.ceresioestate.ch

Montebello Festival, Bellinzona

3. bis 18. Juli

Konzerte auf der mittelalterlichen Burg Montebello, die seit dem Jahr 2000 zum Unesco-Weltkulturerbe gehört.

www.montebello-festival.ch

Festival internazionale di musica organistica, Magadino

6. bis 20. Juli

Konzerte auf der berühmten Mascioni-Orgel in der Kirche von Magadino. www.organ-festival.ch

Settimane musicali di Ascona

6. September bis 15. Oktober

Traditionsreiche Festspiele im Tessin.

www.settimane-musicali.ch



Die Bibel

Gross genug

Von Peter Ruch

Und er wollte unbedingt sehen, wer dieser Jesus sei, konnte es aber wegen des Gedränges nicht, denn er war klein von Gestalt. So lief er voraus und kletterte auf einen Maulbeerfeigenbaum, um ihn sehen zu können; denn dort sollte er vorbeikommen (Lukas 19,3–4). Als Steuereintreiber war Zachäus neben umfangreichen Geldflüssen angesiedelt. Das Römische Reich pflegte Steuergebiete an die Zöllner zu verpachten, um dann die Erträge ohne grössere Umtriebe einkassieren zu können. Der Steuereinzug war somit privatisiert, aber nur halbbatzig. Die Zöllner wussten die Staatsgewalt hinter sich und nahmen sie nötigenfalls in Anspruch. Ihre Position nutzten sie dazu, die Steuerrechnungen zu überhöhen, und dabei wurden sie reich. Dass sie bei den Steuerpflichtigen unbeliebt waren, liegt auf der Hand.

«Geld allein macht nicht glücklich», sagt der Volksmund. Es verschafft nicht das Selbstwertgefühl, das ein Mensch braucht und das mit Anerkennung und Liebe zusammenhängt. Der Reichtum muss das zwar nicht verhindern, kann es aber keineswegs sichern. Bei Zachäus erscheinen seine menschlichen Defizite gleichnishaft als Kleinheit. Er sieht sich veranlasst, sich künstlich zu vergrössern, und steigt auf einen Baum, um Jesus, der durch Jericho zieht, besser zu sehen. Typischerweise ist er allein.

Als Jesus ihn auf dem Maulbeerfeigenbaum erblickt, wendet er sich mit zwei Überraschungen an ihn: *Los, komm herunter*, und: *Heute muss ich in deinem Haus einkehren*. Den Abstieg könnte Zachäus als Demütigung auffassen. Mach dich nicht grösser, als du bist! Indessen hängt eine Zusage dran: Kehrt Gott bei dir ein, so gibt es keinen Grund, dich als Nonvaleur zu fühlen. Der Besuch Jesu oder des Heiligen Geistes zeigt Folgen. Zachäus versteht den Reichtum nicht mehr als Fundament des Daseins: *Wenn ich von jemandem etwas erpresst habe, will ich es vierfach zurückgeben*. Der Wandel wird vollumfänglich durch Gott ausgelöst. Das verunsichert die Frommen. Aber Jesus sucht und rettet ohne Vorbehalt, was verloren ist.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

Kino

Die Seele wundgescheuert

Ein Kind wird vom Scheidungskrieg der Eltern zermalmt. Der russische Film «Loveless» zeigt, was Bergmans Klassiker «Szenen einer Ehe» einst ignorierte. Von Wolfram Knorr



Jeder Satz ist ein Schlag: «Loveless».

Da steht er, halb im Schatten, vom Scheidungsinferno zermalmt, neben der geschlossenen Tür. Das Gekeife seiner Eltern im angrenzenden Zimmer dreht sich um ihn, den zwölfjährigen Alyosha. Keiner will ihn, weder der Vater noch die Mutter, die Grossmutter schon gar nicht; also bleibt nur das Heim, aber wer sagt's ihm? Der Junge will sich weinend rauspressen aus dem Elend, denn jeder Satz ist ein Schlag. Nur wenige Sekunden lang richtet sich die Kamera darauf, den Zuschauer trifft es bis ins Mark. «Nelyubov» heisst die russische Tragödie von Andrey Zvyagintsev, der schon mit «Leviathan» seine Meisterschaft unter Beweis stellte. *Nelyubov* heisst wörtlich «Unliebe» – was der bei uns benutzte englische Titel «Loveless» nicht ganz so exakt trifft.

Zvyagintsevs «Totentanz» bohrt sich in die dunkle Nische, die «Szenen einer Ehe» (1973), der Klassiker aller Paarzerfleischung-Filme, damals lieber verdrängte: Ingmar Bergman wich der Frage «Und was ist mit den Kindern?» geflissentlich aus. In «Loveless» versuchen die Zankteufel ihr Kind auch zu verdrängen, physisch und psychisch, aber es ist eben zwischen ihnen – und das geht richtig an die Nieren. In einer hübschen Mittelklassewohnung am Rande Moskaus leben Zhenya

(Maryana Spivak), Gatte Boris (Aleksey Rozin) und der gemeinsame Sohn Alyosha (Matvey Novikov). Beide Elternteile haben andere Beziehungen und teilen nur noch die Wohnung, weil sie sie verkaufen wollen. Er hat eine schwangere Freundin, sie einen Freund mit schicker Wohnung, und Alyosha hängt wie ein lästiger Besucher, den man loswerden will, aber nicht weiss, wie, zwischen ihnen. Sie ist eine Eiszapfenmutter, die ihn bei jeder Gelegenheit zurechtweist und ihrem neuen Geliebten gegenüber gesteht, dass sie nie ein Kind wollte und Boris nie geliebt habe. Der Vater ist verschlossen wie eine Auster, er verdrängt das Elend – was sie schwer auf die Palme treibt. In seinem Betrieb druckst er herum, aus Angst, entlassen zu werden, falls der Chef, der sehr religiös ist, von seiner Scheidung erfährt.

Unablässig dudelt die Flimmerkiste, die Mutter ätzt vor fremden Besuchern über den Filius, jeder Satz wie am Wetzstein geschärft, worauf Alyosha wundgescheuert das Zimmer verlässt. Der ganze trübe Bodensatz einer Beziehung, die längst unter dem ewigen Familienkäse verschüttgegangen ist, quillt hervor und entlädt sich über Eltern und Kind. Es herrschen nur Kälte, Gleichgültigkeit, Aggres-

sion, und so merken Zhenya und Boris nicht einmal, dass ihr Kind verschwunden ist. Niemand nimmt's zur Kenntnis, nur der Lehrerin fällt nach einigen Tagen auf, dass er nicht mehr zur Schule gekommen ist. Die Polizei kann oder will nicht helfen; ein Suchtrupp aus Freiwilligen macht sich beherzt daran, den Jungen zu suchen – und auf einmal bindet der verlorene Sohn die Eltern wieder hasserfüllt aneinander. Sie erfahren zum ersten Mal, dass Alyosha einen Freund hatte, ein gemeinsames Versteck, ein Leben jenseits der bitteren Familienöde. Auf der Suche nach ihrem Jungen besuchen sie Zhenyas Mutter auf dem Land, deren Einsamkeit sich in pure Boshaftigkeit verhärtet hat, als fege ein Eiswind aus ihr.

«Loveless» ist grossartig, verstörend, gehalten in frostig-rostigen Farben unter einem leeren, grauen Himmel, voll trister, vielstöckiger Schuhschachtel-Häuser, bevölkert von Menschen, deren Gemeinsamkeit die Gleichgültigkeit ist. In Russland ist der Film nicht beliebt, und nach seiner Oscar-Nomination wurde es auffallend still um ihn. Dabei, so der Regisseur, beschreibe er ein länderübergreifendes Phänomen. ★★★★★

Weitere Premieren

Isle of Dogs — Schon recht, Wes Anderson ist der Star der Arthouse-Kultur und hat ja auch originelle, eigensinnige und witzige Filme gemacht («Grand Budapest Hotel»), die schon alleine deshalb hohes Lob verdienen, weil sie sich eben nicht auf den eingefahrenen Geleisen des Mainstream bewegen. Aber gewissermassen blind nun alles zu loben, weil es von Wes Anderson stammt, wäre albern. So ist sein jüngstes Opus – um es gleich vorwegzusagen – streckenweise langweilig und reichlich humorfrei. «Isle of Dogs», ein Stop-Motion-Trickfilm, ist eine Politparabel über Faschismus in einer japanischen Metropole und über deren despotischen Bürgermeister. Weil eine Hundegrippe für Land und Leute gefährlich ist, werden alle Kläffer auf eine Müllkippeninsel verbannt. Monate später kommt auch der zwölfjährige Atari hierher, auf der Suche nach seinem Wachhund Spots. Ein Rudel rüudiger, verlauster, dürrer Alpharüden, das mühsam zu überleben versucht, hilft Atari bei der Su-



Beim besten Willen nicht gelungen: «Isle of Dogs».

che. Natürlich fand sich die Crème de la Crème der angesagten Zunft – von Bill Murray über Greta Gerwig bis Scarlett Johansson –, die Sprechrollen übernahm, weshalb es auch unbedingt zu empfehlen ist, das Trickabenteuer in der Originalversion anzusehen. Es gelingen Anderson auch hübsche visuelle Einfälle, aber insgesamt gehören die Trash-Insel-Abenteuer beim besten Willen nicht zu Andersons gelungenen Filmen. ★★★☆☆

I Feel Pretty — Eine von diesen Klamotten, die mit dem «Body Positivity»-Trend ihre neckischen Spiele treiben, mit dem Comedy-Sternchen Amy Schumer («Dating Queen») als quirligem Mittelpunkt. Als mollige Renee fühlt sie sich nicht wohl und wird auch dementsprechend behandelt, bis sie mal auf den Kopf fällt und sich auf einmal im Spiegel betrachtet und sich ganz, ganz toll findet. Mit dieser Einstellung wird sie überall akzeptiert und macht Karriere – bis sie halt mal wieder auf den Kopf fällt. Der «Dr.-Jeckyll-and-Mr.-Hyde»-Plot dient hier nur dem üblichen Temperamentsgehopse, das inzwischen zahllose Schwänke à la «How to Be Single» bis zum Überdross durchkrakeelen. ★★★☆☆



Temperamentsgehopse: «I Feel Pretty».

Knorrs Liste

1	No Way Out Regie: Joseph Kosinski	★★★★☆
2	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
3	You Were Never Really Here Regie: Lynne Ramsay	★★★★☆
4	Das schweigende Klassen... Regie: Lars Kraume	★★★★☆
5	3 Tage in Quiberon Regie: Emily Atef	★★★★☆
6	A Quiet Place Regie: John Krasinski	★★★★☆
7	The Post Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
8	Avengers: Infinity War Regie: Anthony und Joe Russo	★★★★☆
9	Lady Bird Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
10	The Death of Stalin Regie: Armando Iannucci	★★★★☆

Jazz

Die Kunst der kreativen Differenz

Von Peter Rüedi

Was macht die alte Kunst der Interpretation von Standards aus, den Klassikern aus dem «Great American Songbook», in dem das Werk der Grossmeister des amerikanischen Songs, von George Gershwin bis Cole Porter, Jerome Kern, Harold Arlen und einigem anderen, versammelt ist, einem Kompendium von Songs, die man mit Fug das «musikalische amerikanische Unbewusste» nennen könnte? Es ist die Herausforderung *to sing the song* und darin gleichzeitig sich selbst auszudrücken, von der allbekannten Folie um eine grössere oder kleinere, jedenfalls unverkennbar persönliche Nuance abzuweichen. Die grössten Sängerinnen und Sänger sind Virtuosen in der Kunst dieser kreativen Differenz, und die ist allemal eine intime Angelegenheit.

Stacey Kent, deren Mezzosopran von einer Natürlichkeit ist, dass man die Kunst kaum wahrnimmt, ist darin eine Meisterin. Schon glaubten wir nach ihrem wunderbaren Standards-Album «Tenderly» mit Roberto Menescal (der Brasilianer ist an der Gitarre; Kent hat seit langem eine Vorliebe für brasilianische Musik), Jeremy Brown am Kontrabass und Jim Tomlinson (ihrem Lebensgefährten) an Tenorsax und Altflöte – schon glaubten wir, Stacey Kent würde, anders als ungefähr alle Jazzsängerinnen vor ihr, der Versuchung zum grossen Format, das heisst zu einem grossen Begleitorchester, widerstehen, da erscheinen unter dem Titel «I Know I Dream» «the Orchestral Sessions» mit einem fast sechzigköpfigen Londoner Orchester. Das schafft einen reizvollen Kontrast zu ihrer intimen, zuweilen bis an die Grenzen des Flüsterns gedämpften, aber doch immer glasklaren Stimme. Es vermeidet in der Mehrzahl der Arrangements von viel Brasilianischem, Französischem und einigen Originalen von Ehemann Tomlinson (zwei davon zu Texten von Kazuo Ishiguro, dem britisch-japanischen Nobelpreisträger und Autor des Romans «Was vom Tage übrig blieb») weitgehend Banalitäten. Der grossorchestralen Inszenierung ziehe ich das feine kammermusikalische Standards-Album gleichwohl vor.



Stacey Kent feat. Roberto Menescal: Tenderly. Okeh/Sony Music 88875156772

Stacey Kent: I Know I Dream. The Orchestral Sessions. Okeh/Sony Music 88985488922

Der Mann, der seine Frau kaufte

Mit einem Husarenstreich erwarb der Abenteurer Samuel Baker 1859 das Sklavenmädchen Florenz Szasz aus einem osmanischen Harem. Es war der Anfang einer atemberaubenden Forschungsreise; sie führte die beiden bis nach Zentralafrika, wo sie zu ungeahntem Ruhm aufstiegen. *Von Giles Milton*

Samuel Baker hatte Jagden immer genossen: Sie boten Nervenkitzel, Abenteuer und die Möglichkeit, Zeit in der freien Natur zu verbringen. Als er eingeladen wurde, Duleep Singh, den gekrönten Herrscher des Pandschab, auf einem Jagdausflug in Mitteleuropa zu begleiten, packte er die Gelegenheit beim Schopf. Der Ausflug sollte ihm eine höchst ungewöhnliche Beute einbringen.

Die Reise hatte durchaus konventionell begonnen. Die beiden Männer hatten eine grosse Zahl von Vögeln, Bären und Wölfen zur Strecke gebracht. Doch im Januar 1859 kamen sie nicht mehr so flott voran durch die Jagdreviere: Ihr Holzboot wurde durch eine Eisscholle auf der Donau beschädigt. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine Pause einzulegen, während ihr Boot repariert wurde.

Die Stadt am Fluss, in der sie Station machten, hiess Widin und war eine Provinzstadt in Bulgarien, das damals zum Osmanischen Reich gehörte. Es war ein trübseliger Ort für einen Landgang: Es gab keine Sehenswürdigkeiten und auch sonst wenig, um die beiden Männer zu beschäftigen. Den ungeduldrigen Maharadscha dürsteten nach Unterhaltung.

Samuel Baker fand bald etwas, was seinen pandschabischen Gastgeber bei Laune halten sollte: Er erfuhr, dass die Familie Findschandschian, die wichtigsten Mädchenhändler der Stadt, demnächst eine Auktion durchführen würde. Die Matriarchin der Familie wollte einige der Haremsdamen verkaufen.

Zu den Mädchen, die zum Verkauf standen, gehörte Florenz Szasz, eine schöne Minderjährige aus Transsilvanien. Ihrer Jugend zum Trotz war ihr schon mehr widerfahren als den meisten Leuten im Lauf ihres ganzen Lebens. Bei der Ungarischen Revolution 1848 war sie als junges Mädchen Waise geworden, war adoptiert und dann verschleppt worden. Schliesslich war sie im Harem der Familie Findschandschian gelandet.

Jetzt, im Januar 1859, sollte ihr Leben eine völlig neue Wendung nehmen. Sie sollte versteigert werden und ihre Zukunft in den Händen dessen liegen, der den höchsten Preis bot.



Es ging sekundenschnell.

In den Tagen vor der Versteigerung wurde Florenz entsprechend vorbereitet. Man gab ihr neue Kleider, welche ihre gute Figur zur Geltung brachten, und platzierte in den Zeitungen Inserate, die auf ihren Verkauf hinwiesen.

Als Jungfrau hatte sie mit grosser Sicherheit eine Jungfräulichkeitsbescheinigung, die von einer zertifizierten Hebamme ausgestellt worden war: Eine beglaubigte Jungfräulichkeit steigerte den Wert von Sklavinnen ganz erheblich. Erstaunlicherweise erfuhr Florenz nichts von ihrem anstehenden Verkauf, bis am Tag der Versteigerung. Erst als sie die möglichen Käufer im prächtigen Salon der Villa der Findschandschians erblickte, begriff sie, worum es ging.

Die meisten Sklavenkäufer waren reiche osmanische Türken. Doch als Florenz den Raum absuchte, sah sie ein Gesicht, das eindeutig kein türkisches war. Samuel Baker hatte rotbraunes Kraushaar, dicke Koteletten und trug einen Wollanzug aus Tweed. Er war so rasch als Engländer erkennbar, wie sein Begleiter als Inder erkennbar war.

Baker nahm an der Versteigerung nicht teil, um jemanden zu kaufen: Er verabscheute Sklaverei aus moralischen Gründen, und zwar sein Leben lang. Er war nur dabei, weil er dachte, es würde den Maharadscha unterhalten.

Doch als die junge Florenz zur Schau gestellt wurde, war Baker zutiefst bewegt. Sie war schön, verletzlich und schien furchtbare Angst davor zu haben, an einen türkischen Besitzer verkauft zu werden. Baker war in seinen Grundfesten erschüttert. Seine Frau war vier Jahre zuvor gestorben. Jetzt wollte er unbedingt das junge Mädchen retten und bot deshalb für Florenz.

Unglücklicherweise war auch ein anderer potenzieller Käufer im Raum. Der mächtige Pascha von Widin hatte einen Vertreter zur Auktion geschickt und war entschlossen, Florenz zu kaufen, selbst zu einem überrissenen Preis.

Die Angebote stiegen immer höher, weil beide potenziellen Käufer wild entschlossen waren zu gewinnen. Allerdings stand dem Pascha von Widin ein unbegrenztes Budget zur Verfügung, während dasjenige von Baker sehr bescheiden war.

Als das Angebot auf 70 000 Kurus gestiegen war – um die 1000 Franken –, blieb Baker nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen.

Wütend über seinen Misserfolg, schwor sich Baker, Widin nur mit Florenz zusammen zu verlassen, auch wenn dafür Bestechung nötig werden sollte. Er nahm heimlich Kontakt auf mit Ali, dem schwarzen Eunuchen, der den Harem der Findschandschians überwachte, und machte mit ihm ein Geschäft ab. Gegen ein grosses Bündel Geld, das er Ali in die Hand stopfte, sollte er Florenz herausschmuggeln und in seine Obhut nehmen können.

Es ging sekundenschnell. Florenz wurde aus einem Bogenfenster auf der Rückseite der Villa der Findschandschians hinaus- und in Bakers wartende Kutsche hineingeholfen. Verwirrt durch das Geschehen, aber glücklich, den Fängen des Paschas entgangen zu sein, machte Florenz nun die Bekanntschaft des englischen Unbekannten, der sie zu kaufen versucht hatte.

Sie erzählte ausgiebig von ihrer stürmischen Kindheit, ohne sich bewusst zu sein, was für Abenteuer noch vor ihr lagen. Denn sie sollte zu einer der grossen Zentralafrika-Forscherinnen

des viktorianischen Zeitalters werden und Baker auf seinen beschwerlichsten Reisen ins tropische Unbekannte begleiten. Sie erwies sich als Gefährtin von unschätzbarem Wert, da sie fließend Arabisch sprach (das sie im Harem gelernt hatte) sowie Ungarisch und Deutsch.

Die beiden bildeten ein höchst ungewöhnliches Paar. Unverheiratet bis 1865, reisten sie zunächst nach Kairo und erforschten zusammen den Sudan und Abessinien. Von Khartum aus machten sie sich danach auf eine gefährliche Reise den Nil hinauf. Dabei begegneten sie einmal dem Forscher John Hanning Speke, der gerade vom Viktoriasee zurückkam, den er als Quelle des Nils identifiziert hatte.

Unter furchtbar harten Bedingungen drangen Samuel und Florence (wie die nunmehr anglierte Form ihres Namens lautete) in auf keiner Landkarte verzeichnete Gebiete vor, erforschten die afrikanischen Seeregionen und entdeckten und benannten dabei die Murchisonfälle und den Albertsee.

Nach einem kurzen Aufenthalt in England, wo sie endlich heirateten, reisten sie wieder los, diesmal nach Äquatorialafrika. Zusammen führten sie eine blutige Militärexpedition gegen Sklavenhändler an, einen Kampf, der Florence grosse persönliche Genugtuung verschaffen musste. Er endete mit einer siegreichen Schlacht bei Masindi im heutigen Uganda.

1874 kehrten die Bakers schliesslich nach England zurück und kauften sich ein Anwesen im West Country. Samuel starb 1893 als gefeierter Forscher. Florence überlebte ihren Mann um 23 Jahre, ohne je die Anerkennung zu erhalten, die ihr für ihre bemerkenswerten Reisen durch den Schwarzen Kontinent gebührt hätte. Sie wurde auch nie am Hof präsentiert, wie es sich für eine Frau, die so viel erreicht hatte, gehört hätte.

Königin Victoria verweigerte ihr hartnäckig eine Audienz mit der Begründung, ihr Mann sei «mit seiner Frau bereits vor der Ehe intim gewesen».

Als Florence 1916 starb, war die Welt ihrer Kindheit nicht mehr wiederzuerkennen. Das Zeitalter der Harems und Eunuchen ging seinem Ende entgegen, und sogar das Osmanische Reich, in welchem sie als Sklavin verkauft worden war, stand kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Lesen Sie nächste Woche:
«Todesengel»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Der Druck, der auf unseren Kindern lastet, ist enorm. In der Freizeit hetzen sie vom Musik- zum Sportunterricht, dazu haben sie eine Menge Hausaufgaben. Sie haben kaum noch Zeit, um einfach so zu spielen. Täusche ich mich, oder hatten wir nicht eine viel entspanntere Jugend? Was kann man machen, um den Kindern die Kindheit zurückzugeben? *Robert L., Männedorf*

Was Sie mit Ihren Kindern erleben, ist keine Ausnahme. So ist heute der Alltag in Familien mit Kindern! Belastet sind nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern. Es ist ein ununterbrochenes Organisieren, Kontrollieren, Zurechtweisen und Ermahnen.

Womit eigentlich sind alle Beteiligten überfordert? Nun, wie bei jeder Überforderung ist es hilfreich, etwas Ordnung in den Tagesablauf zu bringen. Was ist wichtig, was weniger wichtig, was ist überflüssig, was sogar schädlich?

Sicher haben die Bewältigung des normalen Tagesablaufs und die Schule eini-

germassen Priorität. Mindestens ist das meine Auffassung. Dies gut zu meistern, bereitet auf das Leben vor. Bei der Freizeitbeschäftigung ist es von Nutzen, zu wissen, ob sie eher dem Wunsch des Kindes oder demjenigen der Eltern entspricht. Ohne dass diese es zugeben, ist es oft weniger das Kindeswohl als elterli-

Verzicht ist nicht sehr einfach, weil er einen Entscheid erfordert.

cher Ehrgeiz, der ein so reichbefrachtetes Programm zur Folge hat.

Wenn Sie den Kindern mehr Freizeit ohne «Freizeitprogrammstress» gönnen, bleibt nur der Verzicht auf gewisse Programmpunkte. Verzicht ist nicht sehr einfach, weil er einen Entscheid erfordert. Und hinter jedem Entscheid lauert bekanntlich ein Fehlentscheid. Aber dem Entscheid auszuweichen, ist auch keine Lösung! Packen Sie es an, und entscheiden Sie trotz aller Risiken.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Innerschweizer Ausdauer

Die frühere Papierfabrik Perlen hat durchgehalten und kommt nun in besseres Wetter. Vor fast zehn Jahren wagte man mit Blick auf die harte Preiskonkurrenz den Bau einer neuen Papiermaschine mit modernster Technologie. Damals war Perlen zweitgrösster Zeitungspapierhersteller in der Schweiz. Heute ist die Firma, die einen Teil der Luzerner CPH Chemie+Papier Holding darstellt, der einzige verbliebene hiesige Pressepapierhersteller; der Konkurrent Utzenstorf wurde 2017 übernommen. Jetzt geraten die Märkte nach der Bereinigung von Überkapazitäten in der Schweiz und in der ganzen Welt in eine neue Phase mit knapperem Angebot und steigenden Preisen für Zeitungspapier. Die stärkere Marktkraft wirkt positiv auf die noch schwachen Margen und den

Aktienkurs von CPH Chemie&Papier

Vom 30. April bis 7. Mai 2018, in Franken



QUELLE: SIX

Börsenwert von CPH, die stark exportorientiert ist. Das Plus der jüngsten Woche ist Teil eines längeren Aufschwungs. Im zurückliegenden Jahr stieg der Aktienkurs um 70 Prozent, er liegt aber unter dem Stand von 2009. *Beat Gygi*



Thiel

Solidarität

Von Andreas Thiel

Berset: Warum hat man mir den Lohn gekürzt?
Bundeskanzler: Ihr Lohn ist immer noch der gleiche. Aber die Sozialabzüge sind gestiegen. Deshalb wird Ihnen einfach weniger ausbezahlt.

Berset: Welche Sozialabzüge meinen Sie?

Bundeskanzler: Neu wird Ihnen ein Coiffeurbeitrag direkt vom Lohn abgezogen.

Berset: Ein Coiffeurbeitrag? Aber ich habe doch eine Glatze!

Bundeskanzler: Der Umstand, dass Sie in dieser Hinsicht von der Natur bevorzugt worden sind, befreit Sie aber nicht von der solidarischen Pflicht, für die Coiffeurkosten anderer mit aufzukommen. Ignazio Cassis kann ja auch nichts dafür, dass er Haare hat. Weshalb sollte er also seine Coiffeurkosten ganz alleine tragen müssen? Sie sind ja auch froh, wenn Ihre Kollegen anständig frisiert zu den Bundesratssitzungen erscheinen.

Berset: Ich wäre froh, wenn wenigstens mal einer der Kollegen anständig frisiert erscheinen würde. Denn eigentlich kommen immer nur die Kolleginnen anständig frisiert zu den Sitzungen.

Bundeskanzler: Wegen der immensen Coiffeurauslagen weiblicher Mitarbeiterinnen mussten wir den Coiffeurbeitrag ja auch einführen.

Berset: Wir Männer müssen also die Coiffeurbesuche unserer Arbeitskolleginnen mitfinanzieren?

Bundeskanzler: Ja, aber im Gegenzug wird Ihren Kolleginnen dafür ein Rasierklingensolidaritätsbeitrag in gleicher Höhe vom Lohn abgezogen, der dann Ihnen, den Männern, gutgeschrieben wird.

Berset: Das klingt ausgeglichen. Aber wieso erhalte ich dann trotzdem weniger Lohn?

Bundeskanzler: Mit diesen Solidaritätsbeiträgen müssen natürlich erst einmal die dadurch entstehenden neuen Verwaltungskosten gedeckt werden.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Steinböcke und Murmeltiere

Spektakuläre Einweihung in Zürich; Verleihung des Bierordens; «La Grande Bouffe» im Hotel «Widder». Von Hildegard Schwaninger

Es war eine bittere Pille für Jungwirtin **Stéphanie Portmann**, als sie den Zuschlag für das «Bauschänzli» nicht mehr bekam. Die Stadt hat die Pacht an die Familie Candrian vergeben, die einen höheren Zins geboten hat und ab Ende Jahr das begehrte Insel-Restaurant beim Bürkliplatz übernimmt. Portmann möchte das Engagement ihrer Familie im «Bauschänzli» (ihr Grossvater, der legendäre Gastronom **Fred Tschanz**, übernahm es vor 26 Jahren) mit einem kulinarischen Paukenschlag beenden, jetzt kocht dort der Gault-Millau-Punkte-Koch **Karim Schumann** (16 Punkte im Gourmetrestaurant «Mann und Co.» im «Waldhotel Davos»).

«Wo eine Türe zugeht, gehen zwei neue Fenster auf», meint Stéphanie Portmann, zu deren Reich heute das «Odeon», das «Walhall» und das Hotel «Leoneck» mit dem Restaurant «8001» (Postleitzahl des Hauses) gehören.

Der Verschönerung des Hotels «Leoneck» hat sie jetzt ihr ganzes Engagement und ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Das «Leoneck» ist ein Dreisternehotel im ETH- und Universitätsviertel. Ausländische Gäste schätzen das helvetische Ambiente und die Folklore-Romantik (Kuhglocken in der Lobby). Jetzt hat Stéphanie Portmann eine Kooperation mit dem SAC (Schweizer Alpen-Club) gestartet, der dieses Jahr sein 150-Jahr-Jubiläum feiert. Die Hälfte des Hotels «Leoneck» wurde vollkommen neu eingerichtet, jedes Zimmer trägt den Namen einer Schweizer Alphütte. An der Wand leuchten glühend die Bilder der berühmtesten Schweizer

Hütten, etwa die Walliser Monte-Rosa-Hütte oder die Glarner Fridolinshütte. Die Idee stammt vom Künstler **Gerry Hofstetter**, der die Zimmer gestaltete. Die Einweihung des umgestalteten «Leoneck» war ein bemerkenswerter Event. Der Lichtkünstler Gerry Hofstetter, der unter anderem das Kolosseum in Rom, das Matterhorn und die Pyramiden in Ägypten illuminierte, erleuchtete die Fassade des Hotels. Es war ein Spektakel, die Gäste – unter ihnen der Medienstar der Zürcher Stadtpolizei, **Marco Cortesi** – bewunderten Hofstetters Lichtkunst mit Sujets von Steinböcken und Murmeltieren.

Die Weinhändlerin **Karin Riegger** (Nachfolgerin ihres Onkels **Peter Riegger**) kümmerte sich um **Peter Eckert**, der aus Portugal angereist war, um die Produkte seines Weinguts «Quinta das Marias» anzubieten. **Cedric Nake** ist der neue Direktor des Hotels «Leoneck». Stéphanie Portmann ist heute Mutter von zwei Kindern, sie führt ihr Unternehmen gemeinsam mit ihrem Mann **Domenic Zembrod**.

Für das Restaurant «8001» hat sie einen guten Plan: Dort sollen demnächst Schweizer Hüttenwirte als Gastköche am Herd stehen.

Bier wird immer beliebter. Das jedenfalls sagt der Schweizer Brauerei-Verband, dessen Präsident **Markus Zemp** wieder zur Verleihung des Bierordens ins «Aura» lud. Letztes Jahr bekam den Orden Nationalrat **Jürg Stahl** (es war sein Jahr als Nationalratspräsident), frühere Preisträger sind Bundesrat **Ueli Maurer**



Fast verliebt

Selfie-Liebe

Von Claudia Schumacher

Mein Trainingspartner ist verletzt: «Was für ein Mensch geht mit seinem Partner in eine coole, schöne Bar – und macht dann Selfies von sich, ohne ihn?», fragt er fassungslos zwischen zwei Sets.

David ist seit einer Weile fest liiert. Aber von Tag eins an war da auch der Impuls, sich schleunigst wieder zu befreien – wie immer. Diesmal aber ist eine Sache anders: Er hat die Frau gern, wirklich. Trotzdem gelingt es ihm nicht, sich auf sie einzulassen. Was auch ein bisschen daran liegen mag, wie er im Allgemeinen auf das weibliche Geschlecht blickt.

David's Ansicht nach «heischen» Frauen dauernd nach Aufmerksamkeit. Für ihn sind wir im Prinzip kleine, narzisstische Ungeheuer. Und mit schlafwandlerischer Treffsicherheit lacht er sich stets Frauen an, die seine These illustrieren. Eine von ihnen änderte alle fünf Minuten ihr Whatsapp-Profilbild. Eine andere schickte in den unnachvollziehbarsten Momenten Nackt-Selfies, etwa vormittags, wenn David gerade einen Kundentermin hatte. Beachtlich war auch die Tante, die ihm gefühlt hundert Sprachnachrichten pro Tag schickte



«Neue Fenster»: Gastronomin Portmann.



Beliebtes Bier: Verbandspräsident Zemp.



Superparty: Jan und Regula Brucker.

und Schauspieler **Mike Müller**; dieses Jahr ging der Orden an den Mundart-Musiker und Spielwarenfabrikanten **Marc A. Trauffer**. Dass Bier schön macht, ist eine alte Weisheit (das Hirsegetränk ist gut für Haut und Haare), die bei der Preisverleihung bestätigt war durch die Anwesenheit von ein paar hübschen Frauen: **Kiki Maeder**, auch Ordensträgerin, die den Abend moderierte, Bier-Sommelière **Esther Mare**, Verkaufsleiterin Brauerei Uster, **Claudia Graf**, CEO Brauerei Sonnenbräu, Brauerei-Lehrling **Céline Schönbächler**, die ihr eigenes Bier präsentierte. Im Werd-&-Weber-Verlag ist soeben der Almanach «Die besten Schweizer Biere» erschienen, der Testresultate der 175 Preisträger des 1. Swiss Beer Award präsentiert. Womit wieder einmal bewiesen wäre, dass die Schweiz (780 offizielle Braustätten) ein Brau- und Bier-Eldorado ist.

Die Eröffnungsparty der neuen Bar im Hotel «Widder» im September 2017 war eine solche Superparty, dass es nach Wiederholung schreit. So veranstaltet das Hotelier-Ehepaar **Jan und Regula Brucker** erneut ein Fest für Genussfreunde: «La Grande Bouffe» am 25. Mai. Das ganze Hotel «Widder» wird ein kulinarisches Open House – Sommerparty mit Trinken, Essen und Musik. Eintritt: 145 Franken.

Für die Gastro-Szene ein spannender Termin ist der 28. Mai. Da präsentiert **Karl Wild** im Hotel «Baur au Lac» sein Hotelrating «Die 150 besten Hotels der Schweiz 2018/19». Der Anlass ist jeweils ein gesamtschweizerisches Treffen der Stars der helvetischen Hotellerie; Autor **Karl Wild** gilt als Kapazität unter den Hotel-Bewertern.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

und bei Nichtbeachtung anfang, sich immer extremere Geschichten auszudenken («David! Ich glaube ich verblute! Ruf mich sofort an, wenn du das hörst!?!») David will nicht der abrubfere Statist in der Seifenoper einer Frau sein.

«Okay, das mit den Selfies ist komisch», versuche ich zu vermitteln. «Aber sie hat dann schon noch Bilder von euch zusammen gemacht?» David bejaht. Er habe sie in eine seiner Lieblingsbars geführt, und es gefiel ihr dort. Dann machte sie Fotos vom Interieur, von sich selbst, und schliesslich noch Paarfotos. «Aber mich hat sie nur mit ins Bild genommen, weil sie meinen entsetzten Blick nach ihren Selfies bemerkt hat», murrte er. «Alles in allem klingt es aber eigentlich nicht sooo schlimm», wiegle ich ab. «Was regt dich so auf?» → «Sie ist einfach wahnsinnig selbstverliebt!», entfährt es David mit einigem Dampf. «Kann man überhaupt einen anderen

Menschen lieben, wenn man dermassen auf sich selbst fokussiert ist?»

Eine gute Frage, ein bisschen die Frage unserer Gegenwart. Läuft im Zeitalter der Selfies und der absolutistischen Individualität nicht jeder von uns Gefahr, zum Narzissten zu verkommen? Heischen wir nicht alle nach Aufmerksamkeit, wenn nicht auf Whatsapp, dann auf Instagram? Und wer hat denn noch so richtig Bock drauf, sich zu binden – und damit ein Stück weit von sich selbst abzurücken? Ich erinnere mich daran, dass David und seine Freundin eine Weile kaum Sex hatten, weil er zu oft anderen Frauen hinterherschaut. Jetzt hat er Angst, seine Freundin könnte sich selbst am nächsten stehen, sich ihm nicht genug verbunden fühlen. Oft regt man sich bei anderen über das auf, was einem selbst nicht gelingt.



Unten durch Samarkand

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du fährst mit deiner Frau in die Ferien nach Italien, und an jeder zweiten Tankstelle musst du rausfahren, weil sie es nicht mehr aushält. Beim dritten Stopp fragst du dich, wie das bei Frauen eigentlich funktioniert. Ihnen fehlt ja die Prostata. Jedenfalls ist dein Wissen noch bei keiner Frau eine gefunden worden, obwohl sicherlich viele Forschungsteams danach suchen. Aber wenn sie keine Prostata haben, fehlt den Frauen dann nicht sozusagen das Ventil? Könnte das Fehlen der Prostata der Grund sein, warum sie bei jeder Autofahrt immer sofort zur nächsten Tankstelle müssen? Du hast bisher immer angenommen, dass das bei ihnen deshalb so ist, weil sie irrsinnig kleine Blasen haben, eigentlich nur Bläschen, so klein wie die, die sich bilden, wenn Wasser kocht. Aber vielleicht liegt es eben in Wirklichkeit an dem fehlenden Ventilmechanismus.

Als deine Frau zurückkommt, sagst du: «Du, Schatz, ich habe gerade über euch Frauen nachgedacht. Also darüber, wie bei euch diese Sache funktioniert, da unten, meine ich.» – «Ja, ich hatte schon so eine Vermutung, dass du das nicht weisst», sagt deine Frau. «Nein», sagst du, «ich meine das menschliche Bedürfnis. Habt ihr dafür auch ein spezielles Organ wie wir?» – «Wir Frauen brauchen nicht für alles ein Organ», sagt sie. Sie bittet dich, jetzt endlich weiterzufahren. Aber wozu weiterfahren, wenn du in einer halben Stunde sowieso wieder anhalten musst? Es wäre bequemer, wenn ihr eure Ferien gleich hier an dieser Tankstelle verbringen würdet. Dir fällt ein Werbespruch für ein Reisebüro ein: «Frauenferien – Die Welt ist weit, die Toilette nah!» Aber natürlich fährst du weiter, und mitten im Gotthardtunnel sagt sie: «Kannst du nicht bitte endlich diesen Lastwagen überholen? Ich müsste dringend mal raus.»

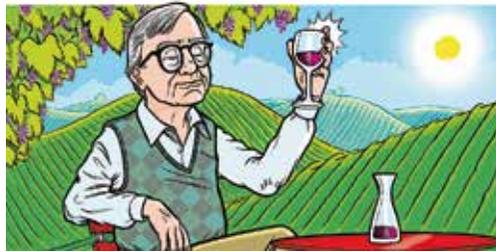
Du versuchst dir vorzustellen, wie sich das für sie anfühlt, wenn sich die fünf Schlucke Ice Tea, die sie vorhin getrunken hat, in ihr winziges Bläschen zu quetschen versuchen. Das ist wahrscheinlich, wie wenn einem der Zahnarzt eine Billardkugel in den Mund stopfen würde. Du fragst sie, ob du in einer Nothaltebucht anhalten sollst. Sie sagt, so dringend sei es auch wieder

>>> Fortsetzung auf Seite 70

nicht. «Aber bring mich bitte nicht zum Lachen!», sagt sie. Du erzählst ihr den Witz von dem Mann, der mit einem Messer im Rücken zum Arzt kommt. Der Arzt fragt: «Tut es weh?» Der Mann antwortet: «Nur wenn ich lache.» Als Nächstes legst du deiner Frau den drei Kilogramm schweren Roman «Joseph und seine Brüder» von Thomas Mann in den Schoss. Nein, das machst du natürlich nicht. Die Arme sitzt ja schon ganz verdreht da, mit ineinander verzwirbelten Beinen – sie sieht aus wie ein Schraubenzieher!

An der ersten Tankstelle nach dem Tunnel hältst du an, aber leider ist es eine Touristentankstelle: Vor der Damentoilette steht halb Japan Schlange. Deine Frau klebt sich einen Schnurrbart an, und bevor sie in die Herrentoilette verschwindet, sagt sie mit tiefer Stimme: «Ich muss mal meinen Schwanz ausschütteln!» Nein, das sagt sie natürlich nicht. Aber auf die Herrentoilette geht sie wirklich, weil es da zwanzig leere Kabinen gibt, in denen der Wind weht und der Wolf heult, und acht Urinale, und nur an einem einzigen steht ein Mann. Es ist ein usbekischer Lastwagenfahrer, der dir hinterher im Coffeeshop erzählt, er habe zuletzt vor vier Tagen in Samarkand Pipi gemacht, und die Toilette sei sauberer gewesen als die hier in der Schweiz. Und es seien dort auch keine Transvestiten mit angeklebten Schnurrbärten rumgelaufen. Du rechnest nach: Auf der Strecke Samarkand–Airolo müsste deine Frau ungefähr 1900 Mal zur Toilette. «Deswegen gibt es so wenige Lastwagenfahrerinnen», sagst du, und der Usbeke sagt: «Ja, und weil man Reifen nicht wechseln kann wie Unterhöschen.» Eins steht fest: So tief wie du und der Usbeke hat noch kaum einer in die Frauen hineingeschaut.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Rhone-Saga

Von Peter Rüedi

Die Walliser ärgert es gewaltig. Und zu Recht: Für die Franzosen beginnt die Rhone beim Ausfluss aus dem Genfersee. Für die französischen Weinliebhaber gar erst bei Vienne unweit Lyons. Dort setzt ein, was sie «Rhône nord» nennen, als ob der magische Strom, dem die Walliser Schriftsteller Maurice Chappaz und Pierre Imhasly immerhin zwei Bücher gewidmet haben («Testament du Haut-Rhône» und die «Rhone Saga»), zuvor, seit seinem Ursprung im Rhonegletscher, nicht 267 Kilometer in der Schweiz durchlaufen hätte. Als ob an seinen Ufern nicht auch Wein angebaut würde – und neuerdings sogar mehr und mehr die Ursorte Syrah.

Allerdings entstehen heute an der «nördlichen Rhone», zwischen Vienne und Valence, zweifellos die grössten Syrahs der Welt. In den Appellationen Côte-Rôtie, Saint-Joseph, Crozes-Hermitage, Hermitage, Cornas. Im Unterschied zu den südlichen Côtes du Rhône mit ihrer Renommiermarke Châteauneuf-du-Pape sind ihre Cousins von besonderer Finesse, in den Top-Versionen von einer berückenden Eleganz, die an das Beste aus dem Burgund erinnert.

Dabei gilt es einiges zu bedenken, zum Beispiel den beträchtlichen Unterschied zwischen den Weinen aus Crozes-Hermitage und Hermitage. Letztere Appellation, mit dem Umfang eines der grösseren Bordeaux-Châteaux, im Herzen der ersteren gelegen, produziert das Non-plusultra der superlativischen Weine von der nördlichen Rhone. Die Schwergewichte an der Rhone sind die Häuser Guigal, Chapoutier, Jean-Louis Chave und Jaboulet. Zu ihnen gesellt sich nun als «schöner Outsider» («Guide des meilleurs vins de France») Delas Frères, seit 150 Jahren ein Familienunternehmen, das 1977 vom Champagner-Haus Deutz gekauft wurde, welches seinerseits 1993 von Louis Roederer übernommen wurde.

Unter Aufsicht des burgundischen Önologen Jacques Granges präsentiert Delas eine Palette von Etiketten, die eine Art Anthologie der gesamten Rhone vorstellt. An der Spitze ein hinreissender Hermitage Domaine des Tourettes, kraftvoll und komplex mit schwarzen Früchten, Leder und Gewürzen, sauber in der Tanninstruktur, ein ganz grosser Wein. Dann einige Crozes-Hermitages vom Besten aus der Liga darunter. Beachtlich ein differenzierter Châteauneuf. Im erschwinglichen südlichen Segment hat mich besonders ein Vacqueyras 2015 beeindruckt, eine Grenache-Syrah-Mourvèdre-Cuvée: Mistral auf der Zunge, frische Frucht, barocker Körper. Grosse Länge im Abgang. Grosses Lagerpotenzial.

Delas Frères Hermitage Domaine des Tourettes 2014. 13,5%. Maison Marques et Domaines, Wildegg. Fr. 77.20. www.mmdsuisse.com

Delas Frères Crozes-Hermitage Domaine des Grands Chemins 2015. 14%. Fr. 31.30 (ebd.)

Delas Frères Vacqueyras Domaine des Genêts 2015. 14%. Fr. 17.50 (ebd.)



Salz & Pfeffer

Unterhaltung am Mittag

Von David Schnapp

Spitzenküche, höre ich ab und zu, sei zu kompliziert, abgehoben und wolle zu viel. Nun ist es mit der Spitzenküche ein wenig so wie mit der Oper oder dem Re-

quiem von Mozart, man geht nicht jeden Tag hin. Der Deutsche Christian Jürgens hat es sich hingegen zur Aufgabe gemacht – das behaupte ich jetzt einfach mal –, Spitzenküche zum lustvollen Unterhaltungsformat umzubauen.

Einmal im Jahr, mindestens, fahre ich deshalb an den bayerischen Tegernsee zu Jürgens' «Überfahrt», um mich bei ihm zum Mittagessen hinzusetzen. Es ist über die Jahre ein liebgewonnenes Ritual geworden, und wunderbarerweise schafft es der hochdekorierte Küchenchef jedes Mal, mich von neuem zu überraschen. Zum Beispiel, indem ein Bonsai-bäumchen auf den Tisch gestellt wird, an dem kleine Eicheln hängen. Sie sind natürlich nicht, was sie vorgeben zu sein, sondern sind gefüllt mit Cremes aus Brathuhn, Chorizo und Auberginen und bereiten den Gaumen auf die folgenden geschmacksintensiven Momente vor.

Geschickt wechselt Jürgens zwischen einfacheren Produkten wie einer geräucherten

Saiblingscreme und Luxusdarstellern der Drei-Sterne-Küche wie Kaisergranat, der mit feinkörnigem, grünlich schimmerndem Kaviar, einer Beurre blanc mit Vin jaune und knackigem Spitzkohl zu grösster Eleganz kombiniert wird.

Überraschungsmomente sind fester Teil des Programms: Eine grosse Spitzmorchel wird gefüllt mit einer Geflügelfarce, Schweinskopfwürfeln und Estragoncreme, und die Petit Fours in den Geschmacksrichtungen Zuppa romana oder Tarte au citron werden in einer Art miniaturisiertem Gewächshaus präsentiert und sehen aus wie kleine Topfpflanzen. Spitzenküche in dieser Form schmeckt grossartig und ist ziemlich leicht verständlich.

Überfahrt – Christian Jürgens, «Althoff Seehotel Überfahrt», Überfahrtstrasse 10, Rottach-Egern. Tel. +49 80 22 66 90. Montags und dienstags geschlossen. 3 Sterne, 19,5 Gault-Millau-Punkte



Auto

Mallorca im Mini

Zweieinhalb Tage Sonne und Wind: eine lange Fahrt im offenen Cooper S und drei Tipps für lohnenswerte Zwischenstopps. *Von David Schnapp*

Kürzlich war ich auf Mallorca, die Hochsaison hatte noch nicht richtig begonnen, Radfahrer und Golfspieler waren gegenüber den Bier- und Sangria-Konsumenten in der Überzahl, so sah es aus. Bei solchen Voraussetzungen ist die Insel ein lohnenswertes Ziel. Ich war eingeladen, den neuen beziehungsweise überarbeiteten Mini Cooper S zu testen.

Als BMW 1994 die Marke Mini übernahm, war der britische Kleinwagen nur noch für ganz treue Fans von Interesse. Mittlerweile ist Mini ein fast lehrbuchmässiges Beispiel für die Wiederbelebung einer Marke, die nicht nur für ein Auto steht, sondern vielmehr für ein Lebensgefühl. Geschickt halten die Strategen bei BMW beziehungsweise Mini das Bild von der motorisierten Fortbewegung als Ausdruck eines individuellen Lebensgefühls aufrecht.

Der überarbeitete Mini hat jetzt Rücklichter im Union-Jack-Design, und wer will, kann sich die britische Flagge auch als Stickerei aufs Stoffverdeck nähen oder als buntbeleuchtete Intarsie an der Armatureneinlage auf der Beifahrerseite hinzufügen lassen. Unter dem Label «Mini Yours Customised» lassen sich nun auch Seitenblinker, die Lichtprojektion im Aussenspiegel und die Einstiegsleiste individuell herstellen.

Bei Mini kann man sich solche lausbubenhaften Spielereien erlauben, weil das Auto bei aller Aura der Lässigkeit ein gutgemachtes Fahrzeug ist. Schon der Verdeckmechanismus ist etwas Besonderes: Der Stoffdeckel lässt sich entweder wie ein Schiebedach nur über der Fahrerkabine öffnen oder faltet sich dann schnell und vollständig über dem Heck zusammen.

Zum Glück bin ich dem Rat meiner Frau gefolgt und habe Schutzcreme eingepackt, so konnte auch bei offenem Dach die strahlende Frühlingssonne der Gesichtshaut keinen

Schaden zufügen. Im Mini Cabrio gibt es schliesslich einen «Always Open Timer», der die Zeit mit offenem Dach registriert. Ich hatte mir eine pittoreske Route zurechtgelegt, die während zweieinhalb Tagen über schöne Strassen und zu empfehlenswerten Zwischenstopps führte.

1. — «Schwaiger Xino's», Palma de Mallorca. Der ehemalige deutsche Zwei-Sterne-Chef hat sich entschlossen, näher am Volk zu kochen. Das Restaurant auf dem Dach eines Shoppingcenters mit Sicht auf das Olympiastadion ist eine stilvolle Oase der Ruhe, der in der Salzkruste gebackene Steinbutt mit Beurre blanc schmeckt grandios.

2. — Aussichtspunkt Creueta, Pollença. Von der nördlichen Halbinsel Formentor geht es auf verschiedenen Wegen und halb-befestigten Strassen auf rund 200 Meter Höhe über Meer hinauf, was einem einen berausenden Blick auf Landschaft und Wasser garantiert. Vogelbeobachter kommen ebenso gerne hier hinauf wie Radfahrer, weshalb eine umsichtige Fahrweise empfohlen ist.

3. — «Lucy Wang», Puerto Portals, Calvià. Im schicken Hafen im Nordwesten kommen Jacht-spotter auf ihre Kosten. Die Anlage liegt hinter einer Bezahlschranke, aber vier Stunden Parkzeit sind für Autofahrer kostenlos. Im «Lucy Wang» wird mit Aussicht auf den Hafen eine gutgemachte japanische Fusionsküche serviert: Empfehlenswert ist etwa das Lachstatar mit Avocado sowie der Kabeljau mit Miso.

Mini Cooper S Convertible

Leistung: 192 PS / 141 kW; Hubraum: 1998 ccm.
Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h; Beschleunigung
0–100 km/h: 7,1s; Verbrauch (EU-Norm): 6,4 l/100 km.
Preis: ab Fr. 36 600.–

Lernen durch Erleben
TCS Training & Events





Feierabend unter Freunden



Nach der Arbeit ab aufs Motorrad! Die Moto After Work Kurse bringen Motorradfans zusammen.

Geniesse den Feierabend mit Gleichgesinnten und frische dein Fahrkönnen auf. Unsere zahlreichen Moto After Work Kurse werden mit ihrer Themenvielfalt auch dich begeistern.

Mit unseren Moto After Work Kursen endet dein Arbeitstag mit einem Highlight.

Informationen und Anmeldung:
training-events.ch
info.training-events@tcs.ch
Tel. 058 827 15 00

Sie stillt das Liebesbedürfnis aller Kinder aller Zeiten

Wie eine junge Schauspielerin und Mutter namens Käthe Kruse im Alleingang die Welt der Puppen revolutioniert und die französische Marktherrschaft bricht.

Von Dagmar Just

Künstlerball in Berlin im Winter 1902. Sie ist Süsse 17, er reife 46. Sie eine kleine Schauspielerin aus der Unterschicht, er ein berühmter Bildhauer aus gutem Hause. Ihm schwebt vermutlich ein Abenteuer vor, maximal eine Affäre. Denn eine Ex-Frau und Kinder hat er schon. Dazu die Schriftstellerin Gabriele Reuter als Dauergeliebte. Und «ab und zu besucht der Herzliebste noch eine Frau Lutzenbecher [...] da zieht er immer [...] die schönen Lackstiefel an». Zudem bekennt er sich zur «freien Liebe». Sie dagegen will das ganze Programm: Liebe, Ehe, Kinder, Familienglück und den Mann zum Aufschauen: «ein Grosser, Überlegener, Bewunderter eröffnete mir den Blick in sein Schaffen und Denken und – in sein Herz». Seine Bedingung: «Ich durfte mich nicht mal mehr anziehen, wie ich wollte, [...] bescheiden müsse ich [...] sein, nur nicht auffallen» (Käthe Kruse).

Im Dezember bekommt sie ihr erstes Kind, spielt aber weiter Theater. Während «der Bildhauer Max Kruse, immer würdig und zugeknöpft, statt der ethischen die ästhetische Kultur predigte» (Erich Mühsam). Als sie 1904 erneut schwanger wird, schickt er sie weg, in die Schweiz, auf den Monte Verità. Und da kommt die Puppe ins Spiel. Als seine kleine Tochter sich zu Weihnachten 1905 eine von ihm wünscht, antwortet er: «Nee, ick koof euch keene Puppen. Ick find se scheisslich. Wie kann man mit einem so harten, kalten und steifen Dings mütterliche Gefühle erfüllen. Macht euch selber welche!» Und so findet seine junge Geliebte ihr Lebensthema: die kindgerechte Puppe.

Echter Spielgefährte

Natürlich sind Puppen alt wie der Wald. Schon das Steinzeitkind spielte damit, und alle Zeiten und Kulturen kennen sie, aus Stein, Knochen, Holz, Wurzeln, aus Leder oder Stoff genäht, geschnitzt, verschenkt oder von fliegenden Händlern verkauft. Aber dann tauchen im 19. Jahrhundert die französischen Modepüppchen auf, und plötzlich bricht ein Kulturkampf um die «richtige Puppe» aus. Es beginnt 1903 mit der Puppenausstellung von St. Petersburg, als die sogenannten Parisiennes mit den zarten Porzellanengesichtchen und luxuriösen Outfits zum ersten Mal ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. Vor allem im deutschen Sprachraum ruft man nach der «neuen Puppe», die – warm, weich und vertraut – den Kindern als «echter Spielgefährte» dienen sollte. Pädagogen suchen auf Konferenzen danach, Künstler experimentieren mit neuen Materialien und entwickeln

«Charakterpuppen» für Wettbewerbe, Preisausschreiben, Ausstellungen.

Auch Max Kruse klinkt sich in diesen Diskurs ein. 1909 bringt der inzwischen zum Professor berufene Künstler sein Buch «Die Erziehung der Kinder zum plastischen Sehen. Die Erziehung des Plastikers Kruse» heraus. Kurz davor hatte er seine Freundin, freie Liebe hin oder her, doch noch geheiratet. Frau Professor Käthe Kruse, wie sie verkaufsfördernd von da an heisst, nutzt ihre neue Reputation gleich, um mit der Hilfe eines Friends ihres Manns ihre in der Schweiz erfundenen «richtigen Puppen»



«Ick koof euch keene Puppen»: Max und Käthe Kruse.

erstmal öffentlich auszustellen: bei einem Wettbewerb im Berliner Kaufhaustempel von Hermann Tietz zum Thema «Spielzeug aus eigener Hand». Wie sie weiss, liegt der Erfolg einer Puppe an deren Kopf. Um ihn zu modellieren, stellen die grossen französischen Hersteller eigene Bildhauer an. Und so bittet auch sie ihren Mann, «das Problem der Nasen, Ohren und Mäulchen meiner Puppen» zu lösen. Das Publikum ist begeistert: «Die diesjährige Tietz-Ausstellung brachte uns [...] das Ei des Kolumbus: die Käthe-Kruse-Puppe, [...] ein Produkt künstlerischen Schaffens und sorgender Mutterliebe [...] rührend menschlich.» Wenig später meldet das Paar das Modell der «Puppe I» zum Patent an: sie die «Stoffpuppe», er deren Kopf. Und danach mutiert Max Kruse zum Zaungast – im Kosmos der Käthe-Kruse-Puppen wie im Leben seiner Frau.

1911 heimst «Puppe I» die erste Goldmedaille in Florenz und einen Grossauftrag aus Amerika ein. Der wird zum Startschuss für die Käthe-Kruse-Werkstätten in Bad Kösen bei Naum-

burg. Den Kaufvertrag für das Haus unterschreiben sie noch beide. Das Werk baut sie allein auf. Ebenso das Marketing. Werbetexte, Kataloge, Bücher, Postkarten, Homestorys – alles so clever gemixt, dass die Jungunternehmerin 1913 schon «40 verschieden gekleidete und mit eignen Namen versehene Puppen I anbieten kann». Im Herbst holt «Puppe I» den Grand Prix der Weltausstellung. Danach expandiert die Firma und finanziert neben dem Leben der Familie auch jene 10 000 Mark extra, die Käthe Kruse ihrem Mann in diesem Jahr überweist. Wofür? Will sie sich damit von den Tantiemen freikaufen, die sie ihm sonst für die Puppenköpfe zahlen müsste? Keiner weiss es. Sicher ist nur, dass das Paar von da an zwar noch zwei Kinder zeugt, aber getrennt lebt, erbitterte Kämpfe austrägt und irgendjemand alle seine Briefe an sie vernichtet.

«Träumerchen» und «Notstandskind»

Allein wird sie ihr Puppenimperium wie ein mit allen Wassern gewaschener Wirtschaftskapitän durch das 20. Jahrhundert steuern. Nach «Puppe I» wird sie ein Dutzend weiterer Modelle kreieren, die sie «Schlenkerchen» nennt, «Träumerchen» und «Notstandskind» und je nach Zeitgeist in Tracht oder Feldgrau steckt und als «Infanteristen», Alpenkind oder kleinen Hitlerjungen einkleidet. Bis zu 120 Angestellte werden die Jahresproduktion von 15 000 bis 18 000 Puppen erarbeiten. Selbst während der zwei Weltkriege wird sie «starke Geschäfte» verzeichnen, speziell im Export nach Amerika, Grossbritannien, Schweden, in die Niederlande und die Schweiz. Wie imprägniert scheinen ihre Puppen gegen die Katastrophen und Kapriolen jener Jahre, von der deutschen Teilung bis zum Einbruch der Fernseher oder ihrer grössten Konkurrentin Barbie in die Kinderzimmer. Sie selbst führt das auf die «Handarbeit» zurück, die in jeder Puppe steckt und das Liebesbedürfnis aller Kinder aller Zeiten weckt. Vielleicht versichert diese Puppe aber auch den wirklichen Adressaten, den Müttern, die sie kaufen sollen: «Es gibt sie noch, die alten Werte, auch in unsicheren Zeiten. Ich zum Beispiel stehe dir vom Hirschhornknopf bis zu den Sommersprossen dafür.» Als Käthe Kruse im Juli 1968 stirbt, wirkt diese Botschaft etwas antiquiert. Aber heute? Nach wie vor werden Käthe-Kruse-Puppen hergestellt und sind gesuchte Sammlerobjekte.

Lesen Sie nächste Woche:
Josephine Baker



Imprägniert gegen die Katastrophen und Kapriolen des Jahrhunderts: Stoffpuppen-Chefin Käthe Kruse.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich noch als starke, unabhängige Frau fühlen? Die Medien und die Gesellschaft drängen Frauen in die Opferrolle. Wer nicht mitmacht, wird als Verräterin dargestellt. Ich, 28 Jahre und weiblich, bin eine selbstsichere, mutige und starke Person. Für meine Ziele arbeite ich hart, ich pfeife auf Frauenquoten und auf viele andere Dinge, welche man mir dauernd aufzudrücken versucht. Eigentlich möchte ich Frauen nicht im Stich lassen, aber ich halte das Gejammere oft nicht mehr aus.

Laura Julia Olgiati, Zürich

Erst mal herzlichen Glückwunsch, dass Sie Ihren Weg unbeirrt gehen konnten. Ich muss Sie aber um etwas mehr Empathie den anderen Frauen gegenüber bitten, denn a) sind nicht alle Frauen mit so viel Stärke, Selbstbewusstsein und Mut beschenkt worden wie Sie und b) lebt nicht jeder dasselbe Leben und wird nicht jeder mit den gleichen Problemen und Situationen konfrontiert. Seien Sie lieb und sagen Sie: «Hört auf zu jammern, und lasst uns lieber gemeinsam eine Lösung finden.» Wenn starke Frauen die schwachen ablehnen, wird das Opfergehabe nur potenziert. Die Starken helfen den Schwachen, so hat die Natur das vorgesehen, okay?

Wäis Kiani

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wie lange geht es noch, bis die Armee in den Schulhäusern und Pausenhöfen für Ruhe und Ordnung sorgen muss?» *Walter Stettler*

Parallele zwischen 1978 und 2018

Nr. 18 – «Auf dem Holzweg»; Kurt Schiltknecht über die Nationalbank

Endlich eine klare Kritik an der jetzigen Politik der Schweizerischen Nationalbank (SNB) von einem kompetenten Autor. Er weist zu Recht auf die Parallele zwischen 1978 und 2018 hin. Aus Angst vor einer erneuten Rezession (diejenige von 1974/75 war gerade ausgestanden) versorgte der damalige SNB-Präsident Fritz Leutwyler 1977 die Wirtschaft mit viel Liquidität. Er wurde dafür weithin gelobt – nur zogen im Jahr darauf bereits die Immobilienpreise an, weil die Investoren das zusätzliche Geld inflationssicher anlegen wollten. Dann kam 1978/79 der zweite Ölpreisschock, und schon näherte sich die Teuerung zweistelligen Werten. Jetzt warnt die SNB vor einer Blase auf dem Immobilienmarkt (die sie offensichtlich selbst verursacht hat); mindestens so schwerwiegend ist aber der «Kollateralschaden», den diesmal die Altersvorsorge infolge der langandauernden Negativzinspolitik der SNB erleidet. Einmal mehr sind die kleinen Sparer die Opfer!

Peter Zweifel, em. Professor für Angewandte Mikroökonomie an der Universität Zürich

Schlicht faktenwidrig

Nr. 17 – «Der wahre Rassismus an den Schulen»; Essay von Alain Pichard

Natürlich gibt es hässliche Fälle von Rassismus und Antisemitismus. Gleichwohl würden mein Grossvater, der 1902 als italienischer Saisonier in die Schweiz kam, meine jüdischen Schwiegereltern, die 1968 in die Schweiz flüchteten, und meine mexikanische Schwiegertochter, die aus einer Familie zwangsgetaufter *conversos* stammt, bestätigen, dass Behauptungen, welche die Schweiz in Sachen Rassismus und Antisemitismus als Negativum darstellen, schlicht faktenwidrig sind. Die Genannten haben sich – ohne unüberwindbare Schwierigkeiten – alle erfolgreich integriert. Etwas, was unseren antirassistischen Helfergemeinden – aus politisch durchsichtigen Gründen – allerdings gegen den Strich geht. *Niklaus Strolz, Zürich*

Mülltonnen der Zivilisation

Nr. 18 – «Es ist uns noch nie so gut gegangen»; Interview mit Bill Gates

Bill Gates verkörpert die amerikanische Sichtweise. Dazu gehören endloses Wachstum, Macht der Konzerne und Plünderung der Ressourcen. Natur und Umwelt kommen darin nicht vor, siehe den Film «More than Honey»

von Markus Imhoof mit den Mandelplantagen in Kalifornien und Landwirtschaftsmethoden, die auch in Europa die Landschaft immer mehr in trostlose Monokulturen umwandeln. Und die Ozeane sind zu Mülltonnen der Zivilisation geworden. Die medizinische Versorgung hat zugegebenermassen grosse Fortschritte gemacht, und die Lebensqualität der Menschen hat in der westlichen Welt enorm zugenommen. Der Höhepunkt scheint indes überschritten zu sein. Dichtstress, Nervenkrankheiten, Krebs und Herzprobleme nehmen zu. Und ob die Menschen mit dem Wegwerfmaterialismus, dem sinnlosen Konsum und der strahlenden Funkdigitalisierung so viel glücklicher werden, ist fraglich. *Paul Nijman, Gerolfingen*

Wunder der Liebe

Nr. 16 – «Melania»; Editorial von Roger Köppel

Ich lese die Editorials stets mit Interesse. Nun finde ich jedoch den Satz «Liebe ist immer auch eine Frage des Taschenrechners, des vernünftigen Kalküls» unfassbar und inakzeptabel. Das Wunder und die Vollkommenheit des Begriffs «Liebe» sowie die allgemeine Ethik werden beschmutzt und viele glücklich Liebende beleidigt. Schade! *Ariane Schmid-Bucher, Biel-Benken*

Trotzige Schaffhauser

Nr. 18 – «Vom Leid der Medienjournalisten»; Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Da kommen mir diesmal die Tränen. Die selbständigen Tageszeitungen und Verlegerhelden würden immer weniger, schreibt Zimmermann. Nun, es gibt noch eine Zeitung, die bis dato Übernahmeangeboten getrotzt hat: die *Schaffhauser Nachrichten*. Und sollte der Stoff wirklich ausgegangen sein, kann man immer noch über Hanspeter Lebrument aus Chur schreiben. Dort läuft immer etwas. *Claude Bürki, Männedorf*

Kulturbereicherung

Nr. 17 – «Risikoberuf Lehrer»; Katerina Janouch über Gewalt an schwedischen Schulen

Der Bericht verdeutlicht, wie die Kulturbereicherung, die von den Linken immer so gepriesen wird, in Wirklichkeit aussieht. Wie lange geht es noch, bis die Armee in den Schulhäusern und Pausenhöfen für Ruhe und Ordnung sorgen muss? *Walter Stettler, Binningen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		
11			12									13
14								15			16	
17			18									
		19	20						21			
22	23				24	25		26				
27				28					29	30		31
			32	33				34	35			
36		37				38	39					40
41									42			
43						44				45		
46									47			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Formelhaft althergebrachte Wortverbindungen
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wer auf der Leiter nach oben will, darf sie nicht missen. 8 Ein dem Nerd fremder Speicher. 11 Klingt nach ausgelassener Musik. 12 Sie hatte berühmte Männer: Roger (Vadim) und Marcello (Matroinni). 14 In den USA als Raccoon bekannt. 15 Bei Gott, da heisst es Abschied nehmen. 17 Eigenschaft der biologischen Dimension. 18 Es besteht aus einem Spektrum verschiedener Strahlenarten. 19 Solcherart sind Gesetz wie Gestein. 21 Wo man in Marseille wie in Arles auf den Zug wartet. 22 Diese Zahl steht für die Zündwilligkeit von Dieselmotoren. 24 Jene Bundesrepublik weit im Osten. 27 Es gibt dem Hämoglobin seinen Namen. 28 Windstöße. 29 Sängerin aus dem Wallis: kaum mehr erkennbar. 32 K statt bestehendem M, und schon ist's ein australisches Beuteltier. 34 Unser Nationalzirkus, und was die Amis sich dabei vielleicht denken. 36 Maria I. aus jener schottischen Herrscherdynastie. 38 Regengabe ist auch ok. 41 Was viele gerne mit ihrem Besitz machen. 42 Eine Weile können wir darauf verzichten, länger nicht. 43 Jene Epoche ist für die Italiener unvergesslich. 44 Fürs angepeilte Ziel braucht es mit ihr ein paar Umwege. 45 Im Übergang zwischen Land und Wasser. 46 Die Anmutige von einst ist auch heute andeutungsweise eine Nette. 47 Diese Toten sind lebendig und musikalisch aktiv.

Senkrecht — 1 Ertönt in Schweden zwischen Glas heben und Trinken. 2 Kalte Köstlichkeit in Mürbeteig. 3 Mit dem Schwanz dann eine kräftige Suppe. 4 Gerade dieser Duft macht Lust auf Brasilien. 5 Zinnfolie. 6 Sie dauern bei uns im Schnitt fünfzehn Jahre. 7 Eine göttliche Begleiterin Poseidons. 8 Sie bildet, kurz gesagt, mit der Sima die Schale der Erde. 9 Peinlich berührt trifft es wohl auch. 10 Henri Cartier-Bresson nannte seine einen Skizzenblock. 11 Kofferwort, Markenname, Schweizer Erfolgsgeschichte. 13 Zweig, biegsam, dünn und lang, macht Kinder manchmal bang. 16 Anerkennen, respektieren und mehr. 20 Gehört zur Körperkultur im arabischen Raum. 23 Ein Westen irgendwie, doch in Asien sieht man das so. 25 Der Golf von dort, wo auch ein Vulkan sich erhebt. 26 Weniger als die Hälfte ist inklusive. 28 Einem Bad verdankt die Stadt in der Grafschaft Somerset ihren Namen. 30 Ihre Legislaturperiode beträgt in Litauen vier Jahre. 31 Unterschiedlich nutzbare Spielfelder. 33 Mythologischer Muttermörder in den Fängen der Rache-göttinnen. 35 Wales im Süden, ein Castle, das wie die Stadt heisst. 36 Eine fiktive Mutter aus Schweden. 37 Dieser energiegelade Rohstoff bietet Stoff für intensive Diskussionen. 39 Mythisch, keltisch: Gereints Braut. 40 Wir begrüssen es jedes Jahr.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 566

	A	G	I	S	K	O	R	F	U	P	B	
	T	A	N	T	E	R	A	N	C	O	N	A
W	O	L	G	A	A	B	S	I	C	H	T	N
A	M	A	R	E	T	T	I	B	I	A	S	C
R	E	S	E	T	O	C	L	A	N			N
D		S	T	A	U	S	E	E	G	A	B	E
E	H	E	N	T	E	R	S	E	N	I		
I	D	O	L	D	P	J	M	A	G	E	O	
N	O	T	A	R	E	A	T	E	M	N	O	T
	S	T	O	F	E	R	E	R	S	P	A	R
W	I	L	L	I	S	E	T	A	M	A	R	A
	S	E	A	N	M	E	L	O	N	E		P

Waagrecht — 1 AGIS 5 KORFU 11 TANTE 12 ANCONA 14 WOLGA 15 ABSICHT 16 AMARETTI 17 BIASCA 18 RESET 19 CLAN 20 STAUSEE 23 GABE 27 ENTER (beim Computer) 28 SENI (Sein) 29 IDOL 32 PIMA 34 GEO 35 NOTARE 37 ATEMNOT 39 STOERER 40 SPAREN 42 WILLIS 43 TAMARA 44 SEAN 45 MELONE

Senkrecht — 1 ATOME 2 GALAS 3 INGRES (-s) 4 STAETTE 6 ORBI (urbi et orbi) 7 FAIBLE 8 UNCIA 9 POTS (engl./franz. f. Töpfe) 10 BANANE 13 CHANGE (engl. f. Austausch, Wechsel) 14 WARDEIN 15 ATOUT (à tout moment meint jederzeit) 19 CERIT 21 ANDERS 22 SEPARÉE 24 ANGORA 25 BIETER 26 BOTTLE (engl. f. Flasche) 28 SAMPAN 30 DOSIS 31 LAOLA (span. f. die Welle) 33 MESTO (misto, it. f. gemischt) 36 REIN 38 NAME 41 NAP (engl. f. Nickerchen, Powernap)

Lösungswort — **KNALLEREIEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Twenty-4® Ref. 4910/11R
patek.com